

Inhaltsverzeichnis

Prolog	1
1. Kapitel	12
2. Kapitel	28
3. Kapitel	52

Impressum

© 2022 Roman Just, Gelsenkirchen

romanjust@gelsenkrimi.de

Die in diesem Buch dargestellten Personen und Ereignisse sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit realen Personen, lebend oder tot, ist zufällig und vom Autor nicht beabsichtigt.

Kein Teil dieses Buches darf ohne die ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Herausgebers vervielfältigt oder in einem Abrufsystem gespeichert oder in irgendeiner Form oder auf irgendeine Weise elektronisch, mechanisch, fotokopiert, aufgezeichnet oder auf andere Weise übertragen werden.

Prolog

Es war Sonntag, aber ebenso hätte es ein turbulenter und hektischer Tag mitten unter der Woche sein E können. Der Anlass für die Ausschüttung der Stresshormone bei Dustin und seiner Frau, Bridget, lag nicht an ihren beruflichen Verpflichtungen. Das Ehepaar war sich einig: Lieber hätten sie die vergangenen Stunden auf dem Arbeitsplatz verbracht, als sich der Situation zu stellen, mit der sie konfrontiert wurden. Der Stress hatte Wochen zuvor begonnen. Der Auslöser dafür waren die Hochzeitspläne ihrer Tochter Marilyn. Der erste negative Adrenalinstoß stellte sich bei Dustin und seiner Frau während dem erfolglosen Versuch ein, ihr die Trauung auszureden. Kein Argument, das sie gegen die Ehe vorbrachten, hatte bei ihr eine positive Wirkung erzielt. Im Gegenteil: Es kam zu einem Streit, bei dem sie unmissverständlich zu hören bekommen hatten, dass ihre Tochter die Heirat, ohne ihren Segen einzugehen bereit war.

Marilyn war zweiundzwanzig Jahre, damit dem Willen und den Anweisungen der Eltern nicht mehr untergeordnet und somit in der deutlich besseren

Verhandlungsposition. Letzteres lag in erster Linie daran, dass Dustin und Bridget einen Narren an ihrer Tochter gefressen hatten, schließlich war sie ihr einziges Kind. Das wiederum hatte dazu geführt, dass die Eheleute ihrem Mädchen nie einen Wunsch abgeschlagen hatten. Die Quittung dafür hatten sie von Marilyn bei dem Gespräch über die Hochzeitspläne erhalten. Entgegen ihrer Überzeugung, dass ihre Tochter ihnen ebenso wenig eine Bitte abschlagen würde, kam sie ihrem Anliegen nicht nach und zeigte sich nicht bereit, die Heirat zu überdenken oder zumindest aufzuschieben. Dustin und Bridget gehörten keiner elitären Klasse an und sie waren weder Snobs, noch Besserwisser und Leute, die sich zu wichtig nahmen. Eigentlich zählte das Ehepaar Wyler zu den Menschen, die von der Politik als Normalbürger angesehen wurden. Das hieß in diesem Fall, die Familienmitglieder gingen einer Arbeit nach, verdienten in den Augen des Staates gut, aber nicht zu viel und jeder, der dem Familienkreis angehörte, war nie mit dem Gesetz auffällig in Konflikt geraten.

Um die Statistik von diesem Status positiv zu färben, wurden Jugendsünden, die deutlich unterhalb einer schweren Straftat lagen, ausgenommen und ebenso Strafzettel für zu schnelles Fahren oder falsches Parken nicht berücksichtigt. Wäre es anders gehandhabt worden, dann hätte Dustin Mühe gehabt, als unbescholtener Bürger durchzukommen. In seiner Jugend hatte er eine Menge Mist gebaut und besann sich erst, nachdem er Bridget kennengelernt hatte. All das interessierte heute nicht mehr. Es lag schon zu lange zurück und die Gegenwart war bedeutend wichtiger als die Vergangenheit. Dem Ehepaar Wyler lag viel an seinem Ruf und ob ihm der Leumund manchmal wichtiger war als seine Tochter Marilyn, danach hatte bisher niemand gefragt. Unübersehbar blieb, dass sich die beiden wie die Nachbarschaft der gehobenen Mittelschicht zugehörig fühlten und in dieser sozialen Schicht zu verbleiben gedachten. Der Kontakt und der Umgang mit den Nachbarn durfte durch nichts gestört oder gar nachhaltig geschädigt werden. Genau darin lag das Problem, das Dustin und Bridget mit der bevorstehenden Ehe ihrer Tochter hatten. Auf ein intaktes Verhältnis zu Leuten in der näheren Umgebung konnte keiner verzichten und die zwei hatten nicht vor, dieses zu gefährden. Der Auserwählte von ihrem einzigen Kind war in ihren Augen ein Nichtsnutz und wollte ihrer Ansicht nach durch die Heirat nur eines erreichen, den sozialen Aufstieg.

Marilyn hatte empört auf diese Worte reagiert und der Haushalt der Wylers wurde von einer schweren Krise erschüttert. Es kam, wie es zu erwarten war und wie es bei neunundneunzig von einhundert Familien passiert wäre: Die Tochter hatte sich nach zahlreichen Wortgefechten mit ihrem Ehewunsch durchgesetzt. Dustin und Bridget gaben gezwungenermaßen ihren Widerstand auf. Sie akzeptierten Freddy als ihren angehenden Schwiegersohn, prompt fing der Stress an. Marylins Eltern ließen es sich nicht nehmen, die Hochzeit mit der Braut zusammen zu planen und was ihnen wichtiger war, die Trauung und die anschließende Feier auszurichten.

Diesmal hatten die Erziehungsberechtigten das letzte Wort behalten. Im Gegensatz zu ihrem Mädchen bestanden sie auf eine denkwürdige Zeremonie, die für ihre Tochter unvergesslich bleiben würde. Ursprünglich hatten die Brautleute eine Eheschließung im kleinen Kreis geplant. Sie gaben den beschwörenden Worten nach und es wurden einige Dutzend Einladungskarten zu nahen und entfernten

Verwandten verschickt. Das nah und fern bezog sich sowohl auf die Entfernung als auch auf den Verwandtschaftsgrad. Obwohl die Wylers bis zu einem gewissen Punkt zu keinen finanziellen Einschränkungen gezwungen waren, ließ es sich das Familienoberhaupt nicht nehmen, die unmittelbaren Anwohner in dem Stadtteil, in dem die Familie ein Haus besaß, persönlich einzuladen. In seinen Augen war es eine Form der Höflichkeit, die er mit dem dazugehörigen Anstand betrieben und überflüssiges Porto für die Briefmarken zudem gespart hatte. Dustin war selbstständig, seit vielen Jahren ein erfolgreicher Autohändler und Bridget hatte einen Job als Sekretärin in einer Rechtsanwaltskanzlei. Die Einladungskarten schreiben, vervielfältigen und verschicken, so hatte der Stress begonnen. Das Brautkleid aussuchen, die geeignete Lokalität finden und buchen und die vielen Kleinigkeiten, die es bei einer solchen Feier zu organisieren galt, nahmen Dustin und Bridget zeitlich dermaßen in Anspruch, wie sie es vorher nicht für möglich gehalten hätten.

Bei den Hochzeitsvorbereitungen war es ersichtlich geworden, dass es den Eltern fernlag zu protzen. Ihre Bemühungen hatten ausschließlich das Wohlergehen ihres Kindes zum Ziel. Die Vorbereitung der Hochzeit und die Zeit, die sie für die Organisation des gesamten Ereignisses aufgebracht hatten, waren anstrengend und zeitraubend. Trotzdem ließen sich Dustin und Bridget in ihrem Willen nicht beirren, ihrer Tochter einen Hochzeitstag zu bescheren, der bei jedem Ehestreit den Gedanken an eine Scheidung im Nu vertrieben hätte. Sie trugen den Wunsch in sich, dass Marilyn eine ebenso wundervolle Ehe führen würde, wie es ihnen vergönnt war. Es wurde bald ersichtlich, dass sich ihr großer Aufwand für die Trauung und die Feier gelohnt hatte, daran konnte das kalte Wetter nichts ändern. Die Hochzeitsgäste brachten eine gute Stimmung mit und alles verlief nach Plan, zumindest bis sich die Runde der geladenen Gäste langsam aufzulösen begonnen hatte. Die ersten Leute, die gegangen waren, hatten die Braut zu ihrem Bedauern nicht gefunden. Etwas später blieb es anderen Gästen ebenfalls versagt, sich von ihr zu verabschieden. Einige Hochzeitsteilnehmer waren eine Stunde vor dem Abendessen aufgebrochen. Es war Sonntag und von daher nachvollziehbar, dass nicht jeder bis zum Schluss der Veranstaltung bleiben würde. Die Braut wurde zu diesem Zeitpunkt nicht vermisst, sie hatte sich lediglich für kurze Zeit entschuldigt und zurückgezogen, um in aller Ruhe ihren Bedürfnissen nachzugehen.

Niemand hatte eine Ahnung, weder ihre Eltern noch ihr Mann: Marilyn, der Stolz und Sonnenschein von Dustin und Bridget, besaß ein gravierendes Problem. Sie war abhängig und ein regelmäßiger Konsument von irgendwelchen und bedauerlicherweise verschiedenen medizinischen Präparaten.

Die Sucht war inzwischen dermaßen weit fortgeschritten, dass es keine Rolle mehr für sie spielte, welche Pillen sie zu sich nahm. Die Tragik wurde durch den traurigen Umstand offensichtlich, dass für sie ein normales Leben ohne Tabletten unmöglich war. Unerträglich wurde es, wenn Marilyn sie nicht zur Hand hatte. In diesem Fall reagierte sie hysterisch, verfiel in eine unkontrollierbare Panik und wurde fähig, unüberlegt sowie gewalttätig zu handeln. Sie hütete ihre Abhängigkeit wie ein Staatsgeheimnis und war außerstande zu erkennen, dass die Krankheit längst die Kontrolle über sie gewonnen hatte. Ihrer Meinung nach hatte sie die Sucht im Griff,

tatsächlich verhielt es sich umgekehrt. Durch die Tablettenabhängigkeit war aus der zweiundzwanzigjährigen Frau eine unberechenbare Person geworden. Zwar vermochte sie jedem einen gesunden und vitalen Eindruck zu vermitteln, die unsichtbare Realität sah jedoch anders aus: Kränker als sie waren nur Menschen, die durch ein körperliches Leiden zum Sterben verurteilt waren. Die Hochzeitsfeier fand in Sichtweite des Charles River Basins statt, das an den Stadtteil Beacon Hill grenzte und in dem die Familie Wyler privat und beruflich ansässig war. Das Lokal, das Dustin ausgewählt hatte, bot einen Blick auf den Segelboothafen, in dem ein paar kleine und große Yachten einen Anlegeplatz fanden. Hinter dem Restaurant, in östlicher Richtung, lag das Zentrum der City.

Am anderen Ufer des Charles River Basins befand sich die weltberühmte Universitätsstadt Cambridge. Mittlerweile war sie ein Teil von Greater Boston und gehörte damit zu der vier Millionen Menschen zählenden Metropolregion. Aufgrund der Tatsache, dass einige Gäste wegen ihrer Verpflichtungen am kommenden Tag, die Feier früher zu verlassen beabsichtigt hatten, wurde das Abendessen um achtzehn Uhr serviert. Fast einhundertdreißig Gerichte á la carte verließen die Küche, für jeden Koch ein Horrortrip. Der Küchenmeister glänzte an diesem Tag und trug dadurch dazu bei, dass die Stimmung nach dem Essen noch besser wurde, als sie es in der Kirche mit dem Ja-Wort schon geworden war. Eine Liveband begleitete mit sanften Klängen die Speisenden bei den himmlischen Gerichten. Im Anschluss an den Nachtisch wurde das frisch vermählte Brautpaar vom Bandleader aufgefordert den Eröffnungstanz zu zelebrieren. Alles lief nach Plan und die Zeit schritt voran. Dementsprechend stolz und zugleich erleichtert gaben sich die Eltern der Braut, die zu diesem Zeitpunkt noch nicht bemerkt hatten, dass ihre Tochter von Freddy verzweifelt gesucht wurde. Marilyn schien sich in Luft aufgelöst zu haben, und war nirgendwo zu finden.

Plötzlich gab es einen dumpfen Knall. Das Gebäude, in dem sich das Lokal befand, erzitterte, eine Fensterscheibe zerbarst und die Gläser auf der Theke vibrierten oder kippten um und einige fielen aus den Regalen. Ein Teil der Hochzeitsgesellschaft blieb wie angewurzelt auf der Tanzfläche stehen, ein anderer rannte ins Freie, um nachzusehen, was geschehen war.

Ω

Gedankenverloren und ohne ein bestimmtes Ziel schritt er durch die Straßen. Es war nicht seine Stadt, er war zwar in Boston groß geworden, aber nicht hier geboren. Es gab nichts, was ihn in die Metropole an der Ostküste zurückgezogen hätte. Er hatte niemanden und keine Gegenstände zurückgelassen, die ihm wichtig gewesen wären.

Mit zwanzig hatte er der Stadt den Rücken gekehrt, war zum Militär gegangen und nach seiner Dienstzeit im Süden der Staaten hängen geblieben. Jetzt war er vierzig Jahre alt, bewegte sich wie ein Sechzigjähriger und in seinem Kopf kam er sich noch älter vor. Für einen Moment hatte er sich in den Labyrinthen von Boston einsam gefühlt, die kurzzeitige Emotion wich einer unsagbaren Erleichterung. Er hatte eben die letzte Pflicht gegenüber seiner Mutter erfüllt. Dass er ungestört sein Spiegelbild in den Schaufenstern betrachten konnte, war der Leere auf den Gehwegen geschuldet. Kein Mensch kam ihm entgegen, niemand war unterwegs. Nur gelegentlich sah er Leute, die es eilig hatten nach Hause zu kommen. Es befreite ihn, da die Stadt seine

Seele in den Jugendjahren aus unerklärlichen Gründen trotz ihrer Größe stets eingeeengt hatte. Seine Beziehung zu den Straßenschluchten und Häusern bestand aus Erinnerungen, von denen er ausgegangen war, sie vergessen zu haben. In der Burbank Street war der Spielplatz verschwunden, auf dem er als Kind unzählige Stunden verbracht hatte. Er durchschritt die Straßen in der unmittelbaren Nähe, hier war er herangewachsen. Danach gelangte er über die Massachusetts Avenue in die Stadtteile Back Bay West und East, die er längst aus seinem Kopf gestrichen hatte.

Merkwürdigerweise waren sie fähig, ihn wie einen Magneten anzuziehen. Er kam an der Tankstelle vorbei, die er mit fünfzehn überfallen hatte, nur aus dem Grund, um seinen Mitschülern zu imponieren. Statt der ersehnten Anerkennung erfuhr er eine größere Ignoranz, als ihm vor dem Raubzug entgegengebracht wurde. Nur wenige Schüler waren von seiner Straftat angetan und wie er landeten sie später in einer Jugendstrafanstalt oder in einem Camp, in dem mit den jugendlichen Übeltätern ganz und gar nicht zimperlich umgegangen wurde. Es war eine Lektion, die ihn nicht einschüchtern konnte.

Manchmal blieb er an einer Straßenkreuzung stehen und sah sich um. Erinnerungen stellten sich beim Anblick eines Gebäudes oder eines Straßenschildes an diese Tage ein. Es waren Momentaufnahmen, die er in der Fremde vergessen hatte und von denen er vor Ort eingeholt wurde. In der Arlington Street, direkt gegenüber dem Boston Public Garden, stand ein Haus, in dem er kurz nach seiner Haftentlassung in eine Wohnung eingebrochen war. Die Bewohnerin, eine alte Dame, hatte ihm gutgläubig geöffnet und Zutritt gewährt. Mit falschem Namen und als Mitarbeiter einer nichtexistierenden Schülerzeitung hatte er sich vorgestellt. Im rustikal eingerichteten Wohnzimmer legte er ihr seine wahren Absichten dar und ohne etwas angerichtet zu haben, brach die Frau wie ein gefälltter Baum zusammen. Beim Hinfallen schlug ihr Kopf gegen die unnachgiebige Kante des massiven Wohnzimmertisches und platzte wie eine Melone auf. Minutenlang stand er regungslos da, sah sie an und dem Rinnsal des Blutes nach.

Nachdem der erste Schock aus seinen Gliedern und aus seinem nicht übermäßig ausgeprägten Verstand gewichen war, wurde ihm bewusst, dass seinem jungen Leben ein jähes Ende bevorstehen konnte. Deswegen blieb er in der Wohnung, bis es Mitternacht wurde, berührte nichts und verließ sie auf Zehenspitzen ohne Beute. In der darauffolgenden Zeit ließ er sich in der Gegend öfter blicken. An einem dieser Tage bekam er zu hören, dass die alte Dame von ihrer Tochter aufgefunden worden war. Tränenreich hatte sie in einem Fischladen die tragische Geschichte ihrer Mutter erzählt. Ein Herzinfarkt hatte sie umgebracht und angeblich war sie bereits tot, bevor sie gegen den Tisch geknallt war. Dieses Ereignis hinderte ihn in der Folge nicht daran, weitere Raubzüge zu unternehmen.

Von irgendetwas musste er schließlich leben. In der Schule ließ er sich selten blicken, und wenn, dann nur, um ausschlafen zu können. Zwangsläufig wurde er des Feldes verwiesen.

Mit Siebzehn wurde er erneut inhaftiert, diesmal fiel die Strafe härter aus und er wurde zu zwei Jahren Jugendhaft verdonnert. Nach der Entlassung aus der Haft, die er inklusive der Bewährungsstrafe vollständig verbüßt hatte, ereilte ihn ein Gedanke,

durch den ihm womöglich ein lebenslanger Arrest oder ein Todesurteil erspart geblieben worden war: Er bewarb sich bei der Armee und entgegen seiner Erwartung und trotz seiner Vorstrafen wurde er angenommen. In der Uniform entwickelte er Fähigkeiten, die ihm niemand und er selbst sich nicht zugetraut hätte. Er war neunzehn Jahre ein hervorragender Soldat gewesen, pflichtbewusst, loyal und unerschütterlich. Eine Granate im Irak hatte seine Laufbahn beendet und hinterließ bleibende Schäden, mit denen er allerdings zurechtkam. Das künstliche Kniegelenk rechts behinderte ihn kaum, mehr die Prothese, die ihm das linke Bein ab dem Oberschenkel zu ersetzen hatte. Die Narben an seinem Körper waren verheilt und taten nicht weh, die eine Wunde, die in der Seele, die war unheilbar und hatte kein Mitleid. Sie verursachte Schmerzen, jede Minute, Stunde und an sämtlichen Tagen. Er war aus der Armee ohne große Ehrung und eine besondere Anerkennung ausgeschieden. Der gottlose Undank, die erhaltene Entlassungsurkunde und die Gleichgültigkeit gegenüber seiner Person und seinen Verletzungen waren es, die ihn innerlich zerrissen hatten. Er war ein Veteran, einer von vielen, ein Soldat, der wie eine überflüssige Zitrone ausgepresst worden war und nun nicht mehr gebraucht wurde.

Niemals hätte er eine Bewerbung beim Militär abgegeben, wenn sein Leben anders verlaufen wäre. Mit Ausnahme des Überfalls auf die Tankstelle hatte er nie jemanden bestohlen und betrogen. Niemand in seiner Familie war bereit, ihm zu helfen und seinen Hunger und Durst zu stillen, nachdem er seine Mutter verloren hatte. Sie war eine schöne, aber komische Frau gewesen. In der engen Zweizimmerwohnung lief sie immer halbnackt herum, stets dann, wenn sein Vater nicht zu Hause war. Meistens zeigte sie sich oben ohne, oft nur in einem durchsichtigen Slip und gelegentlich sogar nackt. Als er acht geworden und sie eines Tages hüllenlos in das Badezimmer getreten war, hatte sich Merkwürdiges ereignet. Das Ding zwischen seinen Beinen wurde plötzlich größer und sie lächelte deswegen. Zu zärtlich begann sie ihn zu waschen.

Zuerst den Rücken, den Bauch, die Füße und zum Schluss auch das Bambusrohr, wie sie sein Glied fortan bezeichnet hatte. Schließlich nahm sie seine Hände und streichelte mit seinen Fingern ihre Brustwarzen. Auch sie wurden größer und härter so wie das Teil zwischen seinen Beinen, über das er keine Kontrolle hatte. Im Anschluss an dieses Ereignis kam es selten vor, dass er die Möglichkeit besaß, allein in der Wanne zu liegen. Ab irgendeinem Tag nahm sie seinen Penis regelmäßig in den Mund oder zwang ihn, in sie einzudringen.

Manchmal setzte sie sich auf ihn, ein anderes Mal lag er auf ihr, bis sein Vater unerwartet früher von der Arbeit nach Hause kam. Es war einer der wenigen Tage, die er niemals im Leben vergessen würde. Er hatte Geburtstag, seinen Zwölften. Im Wohnzimmer, in dem er immer auf dem Sofa geschlafen hatte, war eine kleine Feier vorbereitet worden. Sein Vater traute seinen Augen nicht, als er den Wohnraum betrat und seine Frau nackt auf dem Schoß seines Sohnes sitzen sah. Er riss sie mit aller Gewalt von ihm herunter und prügelte mit den Fäusten auf sie ein, bis ihr Gesicht völlig entstellt war.

Dann, ungeachtet der Tatsache, dass sein Kind ihm dabei zusah, holte er ein Messer aus der Küche und stach zu, nicht einmal, nicht zweimal, sondern so lange, bis aus der ansehnlichen Frau ein Klumpen aus Fleisch und Blut geworden war. Schließlich hatte

er sie in eine Decke eingewickelt und in den einzigen Luxusgegenstand geworfen, den sie besaßen. Es war die Gefriertruhe in der Küche, die neben dem Gasherd stand. Manchmal war der Deckel der Truhe für die ermordete Hausfrau aus Platzmangel zu einer Arbeitsfläche umfunktioniert worden: Entweder wurde auf ihr Gemüse geschnitten oder sie hatte sich als Sitzfläche für einen Akt mit ihrem Sohn und Mann bewährt. Als sein Vater seine Mutter in die Kühltruhe gelegt hatte, wurde er von ihm gezwungen, das Wohnzimmer sauber zu machen. Zum Dank war ihm eine Tracht Prügel verabreicht worden, die durch eine Bewusstlosigkeit unterbrochen wurde.

Es endete damit, dass ihm sein Erzeuger den Penis zur Hälfte abgeschnitten hatte. Im Anschluss daran wurde er drei Monate lang vom Vater dermaßen liebevoll behandelt wie nie zuvor. Statt ihn in eine Klinik zu bringen, nahm er sich der Wunde am Geschlechtsteil an. Neunzig Tage wurde er von ihm wie ein Hund in der Wohnung gefangen gehalten. An einem der rostigen Heizkörper wurde er angebunden. Wie ein Tier musste er aus stets derselben und mit der Zeit verdreckten Schüssel Wasser trinken und das hingeworfene Essen vom Boden auflecken. Es war die einzige Phase seines Lebens, in der er von dem Mörder seiner Mutter so etwas wie eine Zuwendung bekommen hatte. Nachdem die Verletzung verheilt war und er sich ohne sichtbare Einschränkungen bewegen konnte, wurde er aus der Wohnung geworfen und zum letzten lebenden Onkel verwiesen. Aus Angst begab er sich dorthin. Er wusste, dass der Bruder seines Vaters eine weitaus dreckigere Seele besaß und schäbiger wohnte, als er es von zu Hause her kannte. Entgegen seiner Befürchtung wurde er von ihm einigermaßen anständig behandelt. Zu ernähren hatte er sich trotzdem selbst. Sein nächster Verwandter gab grundsätzlich das wenige Geld, das ihm zur Verfügung stand, nur für Alkohol und Drogen aus. Das Militär wurde sein Retter und Zuhause. Der Undank und die Art, wie er aus dem Militärdienst verabschiedet worden war, veränderten die Sichtweise, die er sich in all den Jahren bei der Armee angeeignet hatte. Seine zu dieser Zeit gesunde Einstellung zum Leben und zu seiner Vergangenheit verlor sich in einer Bitterkeit, die ihn aufzufressen begann. Es war der Grund, warum er Boston aufgesucht hatte.

Mit einem festen Ziel begab er sich zu seinem in Pension befindlichen Vater, der von Beruf ein Krankenpfleger war. Von ihm erfuhr er, dass sein Onkel vor Jahren das Panorama aus der Grube dem des Lebens vorgezogen hatte, wobei die Information ihn nicht zu berühren vermochte. Stattdessen trat das Gegenteil ein und er überwältigte seinen Erzeuger, indem er ihn beinahe erschlagen hätte. Danach zog er den bewusstlosen Mörder aus, band ihn im Wohnzimmer auf einen Stuhl und versah seine Lippen mit einem Klebeband. Eine Schale Wasser hatte ausgereicht, um den Ohnmächtigen in die Realität zu holen. Als Erstes schnitt er ihm den Schwanz ab, nachfolgend die linke und die rechte Pulsader auf und schließlich durchtrennte er das Band, mit dem er ihn an den Stuhl festgezurrte hatte. Er wollte sehen, ob sein Erzeuger imstande sein würde, sich das Leben zu retten. Er, ein ehemaliger Berufssoldat, wusste, dass kein Sanitäter auf der Welt die Blutungen der Wunden auf einmal versorgen konnte, schon gar nicht, wenn er selbst betroffen war. Sein Vater unternahm nichts dergleichen, verhielt sich typisch und blieb reglos sitzen. Er beließ das

Klebeband auf dem Mund und sah tatenlos zu, wie das Leben aus seinem Körper entwich.

Nachdem sein Erzeuger verblutet war, hatte er sich in die Küche begeben, um feststellen zu müssen, dass seine Mutter immer noch in der Truhe lag. Ihr starrer Leichnam war mit Gefrierbrandwunden übersät. Offenbar war die Rente seines Vaters derart gering gewesen, dass er die Stromrechnung nicht regelmäßig bezahlen konnte. Der Anblick der Frau, die ihn zur Welt gebracht und ihm die Unschuld genommen hatte, offenbarte, dass es an der Zeit war den Ort seiner Kindheit zu verlassen. Wahllös betätigte er einen der Druckknöpfe des Gasherdes und ohne eine weitere Aktion verließ er die Wohnung, die ihm noch enger als früher vorgekommen war. Schließlich begann er, ziellos und gedankenverloren durch die Stadt zu schlendern, und die Erinnerungen hatten ihn mancherorts eingeholt. In Gedanken war er an der Charles-River-Esplanade angekommen. Zuhause hatte es in all den Jahren nicht ein liebes Wort, keine elterlichen Zärtlichkeiten, weder Geborgenheit noch Wärme gegeben. Der Kerl, der ihn gezeugt hatte, war ein selbstsüchtiges, herrisches und gewalttätiges Schwein, das sich genommen und getan hatte, was es wollte. Wie sein Vater gestorben war, wurde zunehmend befriedigender, als der Sex mit seiner Mutter. Er hatte dafür gesorgt, dass der Mistkerl dazu gezwungen wurde, dabei zusehen zu müssen, wie ihm das Blut aus den Adern geronnen war. Er hatte keine Rache verübt, stattdessen einen Akt der Gerechtigkeit begangen.

Seine Mutter war ein guter Mensch und hatte den Tod nicht verdient, schon gar nicht in der Art. Ihr Fehler war, dass sie sich nach Liebe und Zuneigung geseht und nichts davon von ihrem Mann bekommen hatte. Durch diese Sehnsucht wurde sie zu ihrem Sohn getrieben und wegen den Zärtlichkeiten, der Nähe und Wärme, die ihr vorenthalten wurden, musste sie sterben. Er fragte sich, ob es einen erbärmlicheren Grund für den Tod eines Menschen geben konnte. Gier, Machtsucht, Hass, all das war er fähig zu kapieren. Dass die Begierde nach Liebe den Tod einer Frau verursacht hatte, fand keinen Platz in seinen Kopf. Nein, er hatte es niemals darauf abgesehen mit seiner Mutter zu schlafen und es nie gemocht. Aber sein Bambusrohr hatte nicht auf seinen Verstand gehört, sondern sich selbständig gemacht. Er war eben ein Mann und sie eine anziehende Frau. Sie zudem, die einzige weibliche Person, mit der er eine intime Beziehung eingegangen war. Danach hatte er nie wieder Sex. Es lag an der Verstümmelung seines Gliedes und den Komplexen, die ihn deswegen befallen hatten. Auf eine merkwürdige Art und Weise war er außerdem in seine Mutter verliebt gewesen, ihr allerdings nicht verfallen. Seitdem sie tot war, besaß er eine Abneigung gegenüber dem weiblichen Geschlecht. Sie widerten ihn nicht an, aber er hatte einen inneren Ekel entwickelt, den er unfähig war abzulegen.

Obwohl er an dem Liebesspiel mit seiner Mutter mit zunehmendem Alter Gefallen gefunden hatte, ein Begehren nach Liebesabenteuern war bei ihm nicht vorhanden. Bald wurde klar, dass sein deformiertes Geschlechtsteil schuld daran hatte.

Womöglich wäre er von einer Frau ausgelacht, nicht angefasst und stehen gelassen worden, aber all das blieb ihm durch die Abneigung gegenüber dem weiblichen Geschlecht erspart. Wie seine Mutter hatte ihn sein Onkel mehrfach körperlich missbraucht. Das hörte auf, nachdem er seine erste Jugendstrafe verbüßt und sich

gegen eine Annäherung seitens seines Verwandten energisch gewehrt hatte. Es war kein Problem gewesen, den betrunkenen Angehörigen niederzustrecken, aber es hatte viel Kraft und Ausdauer erfordert. Sein Onkel war zwar nach jedem Faustschlag zu Boden gegangen, doch immer wieder auf die Beine gekommen. Erst als er sich mit einem Messer bewaffnet hatte, ließ ihn der Bruder seines Vaters allein im Zimmer stehen und in der Zeit danach wurde er von ihm nicht mehr beachtet. Er hatte nun seine Ruhe, aber die geringe Unterstützung, die er bis dahin von ihm bekommen hatte, wurde ebenfalls eingestellt. Zwei Wochen nach seiner Gegenwehr wechselte sein Angehöriger das Schloss der Wohnung aus. Mittellos und ohne Dach über dem Kopf war er endgültig auf sich allein gestellt. Er sah in die Dunkelheit, die ihn umgab, und seine Augen blieben einen Augenblick auf dem unruhigen Gewässer des Charles River Basins hängen. Auf der anderen Seite des Hafens lag Cambridge und er hätte gern studiert. Leider besaß er nicht die nötigen Qualifikationen. Besonders schlau war er nicht, das wusste er, aber dafür hatte er sich als ein überaus tapferer und qualifizierter Soldat erwiesen. Ein Blick zum Himmel, der sich hinter einer grauen Wolkendecke verbarg, brachte ihn seiner Mutter näher. Sonderbarerweise fielen ihm in diesem Moment einige Geschichten ein, die er von ihr zu Kindertagen gehört hatte. Eine Erzählung war ihm stets in Erinnerung geblieben, die von den Engeln, die niemals weinen. Er war sich sicher, dass sie sich das Märchen für ihn ausgedacht hatte. Als ob seine Mutter ihn und seine Sehnsüchte vernommen hätte, fing es an zu schneien. Dicke Schneeflocken fielen vom Himmel herab und deckten den gefrorenen Boden zu. Im Radio hatten die Meteorologen in den vergangenen Tagen über die Kälte an der Ostküste geklagt und hinreichend vor Glätte auf den Straßen gewarnt. Es war unangenehm frisch, was vor allem an dem böigen und eisigen Wind lag. Er sah über seine Schulter hinweg und ungeachtet der Wetterlage setzte er sich auf eine der Promenadenbänke, die trotz der Jahreszeit noch nicht abgebaut worden waren. Der Schneefall hatte etwas Magisches an sich und die Ruhe empfand er wie einen himmlischen Segen. Die Flocken wurden immer dichter.

Kurz, bevor der liegen gebliebene Schnee auf seiner Jacke den Kragen erreicht hatte, erhob er sich, schüttelte die weiße Pracht ab und nahm Schritt in Richtung des Jachthafens auf. Später hatte er vor, über die Cambridge Street in die Innenstadt zu gelangen und von der Union Station mit dem Zug die Heimreise anzutreten. Dass er aufgrund des Mordes an seinem Vater gesucht, gefunden und verhaftet werden könnte, hielt er für ausgeschlossen. Er hatte keine Spuren hinterlassen. Die Gasexplosion, die durch einen kleinen Funken, die Betätigung eines Lichtschalters oder wegen einer anderen Handlung ausgelöst werden sollte, würde den Behörden die Ermittlungen erschweren. Ihm war es ohnehin gleichgültig, ob er bei einer Mordermittlung für die Beamten als Täter in Betracht kam oder für sie zu den Hauptverdächtigen gehörte. Er war Soldat, er hatte seine Pflicht erfüllt und wie einst besaß er deshalb keine Ziele mehr. Seine Wohnung am Stadtrand von New Orleans war eine Bruchbude, die der seiner Eltern in jeglicher Hinsicht glich. Ihn störte es nicht. Selten war er in den vergangenen Jahren länger als zwei Wochen zu Hause gewesen. In seinem Rücken, weit hinter ihm, durchbrach eine Detonation die nächtliche Stille. Im gleichen Augenblick vernahm er aus der Umgebung vor ihm leise Musik, die

schlagartig etwas lauter wurde und genauso abrupt geendet hatte. Zwischen kahlen Bäumen sah er eine hell erleuchtete Hausfassade, im Erdgeschoss ein Lokal, in dem eine Band ihr Bestes gegeben hatte. Die melodischen Klänge wurden durch unverständliches Stimmengewirr ersetzt. Offenbar hatten die Lautstärke und die Wucht der Explosion eine Veranstaltung unterbrochen und die Gäste ins Freie gelockt. Er drehte sich in die Richtung, aus der die heftige Detonation bis zu seinen Ohren gedrungen war. Am Nachthimmel, dort, wo der Stadtteil Back Bay West lag, sah er Rauchschwaden aufsteigen. Ebenso konnten es Wolken oder eine Einbildung sein. Unabhängig davon, was er zu sehen glaubte, im selben Moment erfüllte ihn eine Leere, wie er sie nie zuvor empfunden hatte. Er war kein Soldat mehr, seiner Mutter gegenüber hatte er Gerechtigkeit verübt, was und wer wartete noch auf ihn und wo? Nichts und niemand, nirgendwo! Er sah zu den Booten, die in dem Hafen vor Anker lagen. Kleine und größere Jachten wogten auf dem Wasser sanft auf und ab und die meisten wurden durch Planen vor dem Wind und dem eisigen Wetter geschützt. Der Winter hatte noch gar nicht begonnen, trotzdem erinnerte nichts daran, dass der Herbst erst in zwei Wochen von der kältesten Zeit des Jahres abgelöst werden sollte. Erneut nahm er Platz auf einer Bank, setzte sich in den Schnee, der sie bedeckte, und bewunderte ein Boot, das der Community Boating gehörte und winterfest gemacht worden war. Es lag direkt am Kai neben dem Hauptgebäude der gemeinnützigen Organisation, bei der Leonard Nimoy in jungen Jahren das Segeln erlernt hatte.

Bei der Community Boating in Boston handelte es sich um das älteste Segelprogramm in den Staaten, das seit 1946 ohne Unterbrechung betrieben wurde. Es galt für Jedermann als erschwinglich und war für alle Personen zugänglich. Die Mitgliedsgebühr oder Beiträge basierten auf dem Einkommen eines Interessenten. Ihm war es egal, nicht einmal bekannt, dass Leonard Nimoy in der Rolle des Mister Spock an Bord des Raumschiffes Enterprise weltberühmt geworden war. Dafür faszinierte ihn das Boot vor seinen Augen. Wie es sich im Wind bewegte, wie es sich hob und senkte, es vermittelte ihm den Eindruck, als ob es auf ihn warten und ihn zu seiner Mutter bringen würde. Der Gedanke gefiel ihm, da er die Leere und die daraus entstandene Kälte in seinem Körper vertrieben hatte. Von einem Moment zum nächsten wurde es auf eine unerklärliche Weise surreal.

Ein Ast war gebrochen, Schneeknirschen wurde hörbar und bevor er sich den Geräuschen zuwenden konnte, blickte er in ein Gesicht, das dem seiner Mutter ähnlich sah. Plötzlich stand sie vor ihm. Er hatte sie nicht kommen sehen, zu tief war er in seinen Gedanken versunken gewesen. Sie sah wie ein Engel aus, aber seine Vorstellung von einem weiblichen Himmelsboten erhielt durch die Tränen auf ihren Wangen einen Dämpfer. Nie hätte er gedacht, dass ein himmlisches Wesen zu weinen fähig war. Vielleicht hoben sie sich die Klageflüssigkeit nur auf, um die Trauer und das Leid auf der Erde loszuwerden. Den Gedanken verwarf er sofort, natürlich weinten Engel auch im Himmel, wie hätte es sonst regnen können. Er sah nach oben, aber die Eingangspforte in das Paradies versteckte sich wie zuvor hinter den Wolken, die durch die Lichter der Stadt in eine seltsame orangene Farbe getaucht wurden. Oder gab ihm seine Mutter ein Zeichen?

Hatte der Engel eine Botschaft an ihn? Eines sprach dafür: Dicke Schneeflocken fielen herab und deckten den Erdboden zu, wie eine Mutter ihr Kind, wenn sie es ins Bett gebracht hatte. Er sah wieder die weibliche Gestalt an und dann in die Richtung, aus der sie gekommen war. Durch den Wind wurde die Musik über die Straße zu ihnen geweht, es waren Klänge, die eine Hochzeit vermuten ließen. Der weinende Engel hatte tatsächlich ein wunderschönes Brautkleid an, allerdings passten die Tränen nicht zu einem glücklichen Tag. Er stand auf, reichte der am ganzen Körper zitternden Frau seine Jacke und sie setzte sich auf die Stelle, von der er sich eben erhoben hatte. Er nahm neben der Braut Platz und besaß die Geduld, sich ihr Leid anzuhören. Die Sätze des Engels hätten ebenso von seiner Mutter stammen können. Er hörte die Stimme der Engelsgestalt, vernahm ihren Kummer und er verstand, warum sie die Hochzeit verlassen hatte und davongelaufen war. Sie beichtete, dass der Mann, dem sie das Ja-Wort wenige Stunden zuvor gegeben hatte, plötzlich zu einem herrischen Sadisten geworden war. Während der Feierlichkeiten hatte er sie in den Keller des Lokals gezerzt, um sie sich zu nehmen. Wegen der Uhrzeit und des Ortes hatte sie sich geweigert, sich ihm hinzugeben, woraufhin er sie geschlagen und vergewaltigt hatte. Jetzt saß sie neben ihm und gestand sich ein, den größten Fehler ihres Lebens begangen zu haben. Ihr Glaube und die Familienehre hatten es ihr verboten, sich den Eltern und Hochzeitsgästen zu offenbaren. Die Quittung dafür waren die roten Flecken auf ihren Wangen, ihrer Schulter und die bläulichen zwischen ihren Oberschenkeln. Tröstend legte er einen Arm um sie und drückte sie an sich. Erneut fing sie heftig an zu weinen und er presste ihr Gesicht in seine Schulterpartie. Seine andere Hand hatte er auf ihren Hinterkopf gelegt und der ausgeübte Druck wurde stärker. Immer fester drückte er ihre Mund- und Nasenpartie an seinen Oberkörper. Sie begann sich zu wehren, versuchte der Umklammerung zu entkommen, aber gegen seine Kräfte war sie machtlos. Ihre Bewegungen ebten ab, wurden zu einem mehrmaligen Zucken und fanden ein abruptes Ende.

Als sie sich nicht mehr bewegte, sah er zum Himmel. Jetzt war nicht allein seine Pflicht erfüllt, sondern zu einer guten Tat vollbracht worden. Er hatte dem Engel im Brautkleid ein ähnliches oder ein schlimmeres Schicksal als das seiner Mutter erspart. Bestimmt war seine einzige intime Beziehung stolz und rief ihn mit den Schneeflocken zu sich. Mit dem Boot, das er bewundernd betrachtet hatte, war er in Begleitung der Himmelsbotin bereit, dem Firmament entgegensegeln. In dem Himmelsboot sitzend, sah er in den Lauf einer Pistole. Es war kein Geräusch zu hören, als die Kugel abgefeuert wurde. Danach musterte er das Einschussloch an der Stelle, wo das Herz bei Liebeskummer jedem Enttäuschten gewaltige Schmerzen zugefügt hatte. Er sah mit schwindenden Gedanken erneut zu dem Mann, der die Waffe in der Hand hielt. Eine weitere Kugel traf ihn in die Stirn, es wurde dunkel und er segelte in Begleitung des Engels zu seiner Mutter in den Himmel.

Sein Name war Darryl, aber sein Vater hatte ihn stets mit Devil zu sich gerufen.

1. Kapitel

Montag

Es klopfte an der Bürotür des Detektivs und ohne eine Erlaubnis abzuwarten, trat Joshua Jason Calbott in den Raum. Dessen Job hatte Forrest kurzfristig ausgeübt und er hatte nicht vor, ihn um den Posten des Dezernatsleiters zu beneiden. Sein dunkles, veraltetes, zum Innenhof des Departments gelegenes Büro war ihm ans Herz gewachsen, obwohl es keinen Tag gab, an dem er die vier Wände nicht verflucht hatte. Mit grimmiger Miene sah der er den Eindringling an, der nun sein Vorgesetzter war. Mit einigen Sätzen wurde er von ihm in Belanglosigkeiten geführt und schließlich gebeten, ihn zu begleiten. Der Detektiv nickte, griff nach seinem Hut und bereute eine Minute später, dass er mit Joshua mitgegangen war. »Was habe ich damit zu schaffen?«, fragte Forrest, nachdem er darüber aufgeklärt worden war, wie es um das Personal im Department stand. Ein Fünftel der höherrangigen Beamten befand sich im Krankenstand, auf Lehrgängen oder war trotz der dünnen Personaldecke gezwungen worden, die aufgelaufenen Überstunden abzufeiern. Er war nicht allein wegen dieser Umstände heilfroh, dass Joshua Jason Calbott in seine Fußstapfen als Morddezernatsleiter getreten war. Manchmal waren die Anordnungen der Leute von ganz oben nicht nachzuvollziehen, trotzdem wurden sie ausgeführt, um nicht selbst negativen Konsequenzen ausgesetzt zu werden. Die Welt war eben ungerecht und die Kompetenz der Mächtigen unantastbar. In eine ähnliche Situation war er von seinem Boss gebracht worden.

Sie hatten in einer höher gelegenen Etage ein Zimmer erreicht, welches am Ende des langen Korridors lag. Es war ein steriler und unpersönlicher Raum, in dem drei Personen saßen. Bei ihnen handelte es sich um das Ehepaar Wyler und deren frisch gebackenen Schwiegersohn, Freddy. Forrest sah, dass Bridget Wyler geweint hatte und darum bemüht war, die Fassung zu bewahren. Er nahm neben seinem Vorgesetzten der nervlich angeschlagenen Familie gegenüber Platz, nachdem der Morddezernatsleiter ihn den besorgten Leuten vorgestellt hatte. Der Abteilungsleiter bat den Ehemann, die Geschichte zu wiederholen, die ihm bereits zuvor geschildert worden war. Von Dustin Wyler ließ sich Forrest den Ablauf der vergangenen Tage und der Hochzeit erzählen und erfuhr somit, wie anstrengend die Vorbereitungen für derartige Veranstaltungen waren. Es war ein Grund sich darüber zu freuen, dass seine leiblichen Töchter an den Wohnorten ihrer Männer geheiratet hatten. Die lagen weit weg, dermaßen fern, dass es unmöglich war, in irgendeiner Weise bei der Umsetzung der Hochzeitspläne zu helfen. Forrest überdachte das Gehörte und vernahm nebenbei die Erläuterungen seines Vorgesetzten. Die nähere Umgebung des Lokals war gründlich ohne Ergebnis abgesucht worden. Die Suche nach der Braut lief auf Hochtouren und die Medien waren in die Suchaktion eingebunden. Der Detektiv warf einen kurzen Blick auf seine Armbanduhr und sah den Morddezernatsleiter mit erstaunter Miene an. Zwei Ursachen hatten ihn stutzig werden lassen: Zum einen war Marilyn keine vierundzwanzig Stunden verschwunden. Andererseits war ihre Leiche nicht gefunden worden und somit hatte seine Abteilung mit dem Fall nichts zu tun.

Joshua erkannte die Gedanken des Detektivs und sagte: »Klar, die Mordkommission ist nicht zuständig. Wir haben keinen Leichnam, aber ich halte die Umstände für ausgesprochen merkwürdig und ungewöhnlich. Da wir die einzige Abteilung sind, die im Moment freie Kapazitäten hat, dachte ich, wir können zumindest vorübergehend aushelfen«, rechtfertigte er sein Vorgehen, obwohl es nicht nötig gewesen wäre.

Forrest lächelte grimmig. Der Detektiv vollführte eine Geste, die besagte, dass er verstand, aber sein Gesicht wies weniger Verständnis für die Verfahrensweise seines Vorgesetzten auf.

Er hatte genug Arbeit und Joshua Jason Calbott war dieser Umstand bekannt. »Dann handelt es sich bei meiner Person um die freie Kapazität, oder wie?«

»Wir haben sonst niemanden«, versicherte der Abteilungsleiter.

Forrest wandte sich von ihm ab und den drei Mithörenden zu. Er verschränkte die Arme auf der Tischplatte und sah nacheinander den Vater, die Mutter und den Ehemann der verschwundenen Marilyn an. Wie er es befürchtet hatte, fing Bridget wieder zu weinen. Verlegen fasste er in die Tasche seiner Anzugjacke und reichte der Frau ein Papiertaschentuch.

Tröstend ergriff er das Wort: »Ich verstehe, dass Sie sich sorgen, Missis Wyler. Sie brauchen Ihren Kummer nicht zu verbergen, aber im Moment wäre Zuversicht wichtiger. Bewahren Sie sich jede erdenkliche Hoffnung. Ich weiß, es ist schwer und leicht gesagt. Allerdings wird Ihre Tochter keine acht Stunden vermisst und wir haben weder sie noch eine Spur von ihr gefunden, das ist durchaus ein gutes Zeichen.«

Dustin Wyler legte den linken Arm um die Schulter seiner Frau und fragte: »Wie darf ich Ihre Aussage verstehen, Detektiv?«

Forrest sah im Sitzen aus dem Fenster, danach den Vater der verschwundenen Marilyn an. »Das Wetter ist gegen uns, es schneit. Unabhängig davon, wenn Ihrer Tochter in der Umgebung des Lokals etwas zugestoßen wäre, dann hätten die Suchmannschaften irgendetwas gefunden«, antwortete er im Wissen, dass seine Aussage nicht der Wahrheit entsprach.

Dafür wurde die Wirkung erzielt, auf die er gehofft hatte.

Die Mutter hatte sich schlagartig etwas beruhigt und ihn angesehen. »Glauben Sie?«, prallte die Hoffnung in ihrer Stimme von den Wänden des Zimmers zum Tisch zurück.

»Detektiv Waterspoon ist ein erfahrener Mann, wenn er etwas sagt, hat es Hand und Fuß«, kam der Morddezernatsleiter dem Ermittler mit einer Antwort zuvor.

Forrest hätte wegen der vorher ausgesprochenen Worte ohnehin eine weitere positive Äußerung vermieden. Er warf seinem Vorgesetzten einen undankbaren Blick zu und wandte sich an den frisch vermählten Freddy. »Wann genau haben Sie bemerkt, dass Ihre Frau nicht mehr im Lokal anwesend ist?«

Der Ehemann zuckte mit den Schultern. »Gegen Mitternacht«, antwortete er nachdenklich. »Eher später.«

»Wie ist es vor sich gegangen und was haben Sie unternommen?«, erkundigte sich der Ermittler und ließ Freddy nicht aus den Augen.

»Ich habe sie gesucht, was sonst?«

Mit einem Brummen nahm Forrest die Aussage zur Kenntnis. Er kannte Freddy nicht, hatte ihn vorher nie gesehen, aber der Mann, der um die dreißig Jahre alt war, hinterließ bei ihm einen fragwürdigen Eindruck. Zwar konnte er ihn nicht einschätzen, wusste nichts über seine Gewohnheiten und Vorlieben, doch für jemanden, der erst vor knapp vierundzwanzig Stunden geheiratet hatte, war er zu sorglos. Für ihn gab sich der Bräutigam zu entspannt, fast so, als ob ihm der Verbleib seiner Frau gleichgültig wäre. Deswegen hatte er sich über den Ton der letzten Antwort gewundert, er war barsch und widersprach der körperlichen Haltung, die seltsam steif war.

Wie Freddy saß, wie er sich bewegt hatte das alles besaß für Forrest etwas Unnatürliches. Es konnte die Nervosität, die der Mann in sich trug und zu verstecken versuchte, nicht verbergen. Es war möglich, dass die Unruhe des Ehemannes durch das Verschwinden seiner Frau ausgelöst worden war, doch das bezweifelte der Detektiv. Zu oft hatte er Kerle wie Freddy gesehen und kennengelernt. Forrest war es nicht verborgen geblieben, dass alle Augen auf ihn gerichtet waren. »Sie haben sie gesucht und nicht gefunden«, stellte er mit einem Ton fest, der seine Skepsis nicht zu verbergen vermochte. »Was geschah dann? Bitte erzählen Sie so ausführlich wie möglich, jedes Detail kann wichtig werden.«

»Ich habe die anderen, die anwesend waren, informiert und wir haben alle mit der Suche nach Marilyn begonnen. Das hat bestimmt eine Stunde gedauert, danach hat mein Schwiegervater die Polizei verständigt.«

»Verstehe! Ist Ihnen oder jemandem, der an der Suche teilgenommen hat, etwas Ungewöhnliches aufgefallen?«

Freddy schüttelte den Kopf. »Nicht, dass ich wüsste. Außerdem wurde jeder von der Polizei dazu befragt.«

»Okay, das war es für heute. Ich denke, wir haben erfahren, was von Bedeutung sein könnte. Wir werden unser Bestes geben, um Marilyn zu finden«, beendete der Detektiv das Gespräch, nachdem ihm von seinem Vorgesetzten bestätigt worden war, dass alle erforderlichen Informationen über die verschwundene Frau vorlagen.

Auf dem Weg zurück in sein Büro wurde Forrest von Joshua Jason Calbott begleitet und erntete, kaum dass die Familie Wyler ihrem Blick entschwunden war, einen Vorwurf. »Was hatte das eben für einen Sinn? Sie haben den Ehemann wie einen Verbrecher angesprochen, so als ob er am Verschwinden seiner Frau schuld wäre! Sind Sie noch bei Trost?«

Vor der Bürotür blieb Forrest stehen und öffnete sie bewusst nicht. Keinesfalls wollte er seinen Vorgesetzten länger um sich haben als nötig. Er hatte nichts gegen ihn, aber er mochte es nicht, überflüssige Diskussionen mit ihm zu führen. »Der Ehemann verschweigt uns etwas. Er weiß definitiv mehr, als er uns gesagt hat«, war er sich sicher.

»Ist das Ihr siebter Sinn oder Ihr Bauchgefühl?«, gab sich Joshua nach wie vor ungehalten.

»Beides, und dazu kommt meine Erfahrung mit solchen Kerlen. Ich denke, er hatte schon öfter mit der Polizei zu tun, und er hat befürchtet, dass ich ihn vollständig durchschauen könnte.«

Der Morddezernatsleiter winkte ab. »Sie glauben nicht im Ernst daran, dass der Bräutigam die Braut verschwinden hat lassen?«

Forrest wog den Kopf hin und her. »Das ist eine Vermutung, die ich vorerst nicht ausschließen kann.«

Joshua Jason Calbott ließ den Detektiv stehen, legte einige Meter zurück und im ausreichenden Abstand drehte er sich ihm zu. »Sie übernehmen die Leitung des Falles, bis Mike sich aus dem Krankenstand zurückmeldet. Ich denke, er wird übermorgen wieder im Einsatz sein«, übertrug er Forrest vorübergehend die Verantwortung und verschwand mit einer herablassenden Handbewegung. Waterspoon betrat sein Büro und wurde einige Minuten später erneut gestört. Diesmal wurden ihm die vorhandenen Akten gebracht, die über Marilyn, ihren Mann und ihre Eltern in den wenigen Stunden vorher angelegt worden waren. Mit Absicht wurde das Gespräch mit Freddy von ihm abgebrochen. Gerne hätte er ihn nach dem Verbleib des Zierknopfes gefragt, der am Kragen seines Hochzeitsanzugs gefehlt hatte. Dafür konnte es tausend harmlose Gründe geben. Zudem waren die Umstände nicht geeignet, um einen Zwist zwischen den Eltern und ihrem Schwiegersohn herbeizuführen.

Dazu besaß er zu wenig Hintergrundinformationen von den Ereignissen vor, während und nach der Hochzeit. Ebenso über die Familie und den Ehemann. Dieses Manko galt es schleunigst zu beheben. Es ließ sich nicht vermeiden, die Hochzeitsgäste zu befragen, auch die Nachbarn der Wylers. Was war in den Tagen vor der Trauung geschehen, welchen Ruf hatten sie und wie sah ihr Umfeld aus? Dem Detektiv wurde bei den Recherchen wieder einmal vor Augen geführt, wie falsch Vorurteile waren. Freddy, dessen Art und Verhalten waren ihm unsympathisch, zumal von dem Bräutigam eine Sorge vorgegeben wurde, die nur seine Lippen, jedoch nicht sein Herz betroffen hatte. War das ein ausreichender Grund, um ihn zu verdächtigen? Mit Widerwillen fing er an, Nachforschungen anzustellen, und nahm dazu den PC zu Hilfe.

Er kam ins Staunen, dass er Dustin Wyler im Computer der Polizeibehörde wiedergetroffen hatte, aber ausgerechnet der Schwiegersohn dieser Sitzung ferngeblieben war. Die Computerkenntnisse des Detektivs waren besser geworden, dennoch eingeschränkt. Es lag nicht an seinen PC-Kenntnissen, dass er null Einträge über den Ehemann von Marilyn gefunden hatte, sondern daran, dass es keine zu finden gab. Es war für Forrest erstaunlich, dass der frisch Vermählte nicht einen dunklen Fleck auf seiner weißen Weste hatte. Nicht einmal in seiner Jugend war eine Ordnungswidrigkeit von ihm begangen worden. Entgegen seiner Erwartung hatte dafür der Schwiegervater einiges auf dem Kerbholz. Zwar waren es überwiegend Bagatellen, trotzdem fiel Forrest eines auf: Der Vater der Verschwundenen war anständig geworden, nachdem er geheiratet hatte. Wie hätte sich Dustins Lebensweg gestaltet, wenn Bridget ihm nicht über den Weg gelaufen wäre. War es möglich, dass er Freddy aus einer falschen Perspektive begutachtet und der Bräutigam mehr Sorgen um seine Frau hatte, als es von ihm wahrgenommen war? Der Detektiv erhob sich, begab sich ans Fenster und sah nachdenklich dem Schneetreiben zu. Die gewonnenen Erkenntnisse besaßen keinen Einfluss auf die Sachlage. Freddy war innerlich

ungemein nervös gewesen, hatte versucht, es mit einer aggressiveren Wesenseinstellung zu überspielen. Das musste einen Grund haben, aber welcher konnte es sein? Forrest verließ trotz des Schneefalls das Präsidium und begab sich an den Ort, an dem Marilyn verschwunden war. Er kannte sich rund um das Charles-River-Basin gut aus. Obwohl er sich durch seine Anwesenheit keine neuen Erkenntnisse versprach, hatte er vor, einen Blick auf die Gegend zu werfen. Zwei Stunden später, seit geraumer Zeit vor dem Hauptgebäude des Segelboothafens stehend, rief er einen sinnlos herumstehenden Polizeifotografen zu sich.

Taucher waren im Einsatz und auf der Suche nach Marilyn, deswegen war der Mann zugegen. Er bat ihn, vom Hafen und der näheren Umgebung Bilder anzufertigen und sie ihm zukommen zu lassen. Es war eine Anweisung, die Forrest instinktiv veranlasst hatte. Dass er dafür im neuen Jahr einen Lohn ernten würde, war in diesem Moment nicht absehbar. Er verließ den Segelboothafen und trat den Weg ins Department an. Von dem kurzfristigen Abstecher in eine andere Abteilung hatte er jetzt schon genug. Er war Ermittler in Mordfällen und seine Aufgabe war klar definiert, sie lautete, finde den Mörder.

Es gab ein Opfer und einen Täter, den es zu überführen galt. Im Augenblick hatte er nichts, weder eine Leiche noch einen verdächtigen Gewaltverbrecher. Die Ungewissheit über Marylins Verbleib begann ihn zu quälen. Forrest war ebenfalls Vater und nicht gewillt, sich in die Gefühlswelt der Eltern zu versetzen. Es verstand sich von selbst, dass sie im Moment die seelische Hölle durchzustehen hatten. Wieder sah er sich darin bestätigt, dass es egal war, in welcher Abteilung er den Dienst versah. Der Tod, das Grauen und das unsagbare Leid waren immer und überall vorhanden.

In seinem Revier war er moralisch sogar leicht im Vorteil. Normalerweise wusste er, wo sich die Opfer befanden. Er war nicht fähig zu beurteilen, ob er die Unwissenheit, wie sie ihn im Moment belastete, auf Dauer ertragen würde, und freute sich schon jetzt auf die Rückkehr ins Morddezernat. Bis dahin wollte er sein Bestes geben und auf jeden Fall erneut mit Freddy sprechen, allerdings unter vier Augen. Die Nervosität des unbescholtenen Bräutigams war Forrest nicht aus dem Kopf gegangen. Vielleicht hatte Marilyn nach einem Streit mit ihrem Mann während der Hochzeitsfeier das Fest verlassen oder ein anderer Vorfall hatte sie in die Flucht getrieben. Genau das waren die Punkte, die der Detektiv als äußerst deprimierend empfand. Es waren Fragen, auf die er keine Antworten parat hatte, und damit das Gefühl nicht loswurde, ein Ratespiel ähnlich einer Quizshow zu betreiben. Bei einem Ermordeten gab es nichts zu enträtseln, eine Leiche war tot und das Opfer entweder eines natürlichen oder eines gewaltsamen Todes gestorben. Wenn Letzteres vorlag, dann kam er ins Spiel und war bereit, den Täter zu finden. So einfach klang es im Morddezernat und deswegen hatte er vorgehabt, sein Büro bis zur Rente mit keinem anderen Arbeitsplatz zu tauschen. Die aktuelle Situation gab ihm das Gefühl, zu alt und trotz seiner Erfahrung nicht kompetent genug zu sein. Eine Leiche verschwand nicht spurlos, sie lief nicht davon, um sich zu schützen oder zu verstecken. War Marilyn davongerannt, fragte er sich.

Das Leben hatte sich wieder einmal mit dem Mantel des Schicksals und des Zufalls angezogen. Dem Detektiv erging es nicht anders als so vielen Menschen auf dieser Erde. Zur falschen Zeit, den verkehrten Ort zu erreichen, war Pech.

Allerdings hatte die Begegnung einen wesentlichen Unterschied zu Aufeinandertreffen, die jeden Augenblick eskalieren könnten. Es gab keine Verletzten oder Toten, nur den Vorfall, einen scheinbar harmlosen Ehestreit. Auf dem Weg ins Präsidium wurde Forrest in ein derartiges Ereignis verwickelt.

Ω

Unterdessen war die Adoptivtochter des Detektivs in ihrem Element. Der Grund dafür war, dass sie sich nach der Unterstützung ihres Verlobten endlich wieder in ihrem Gewässer wiederfand, was ihr berufliches Standbein betraf. Molly hatte Wochen und Monate ihrem Freund Adam geholfen, den von ihm geerbten Radio- und Fernsehsender umzustrukturieren. Ihre eigentliche Hauptaufgabe, damit ihr ursprünglicher Job, geriet dabei ins Hintertreffen.

Bei der Ausstrahlung von Wiederholungen ihrer über die Stadtgrenze hinaus bekannten Tagesgeschichten war es deutlich an den Einschaltquoten abzulesen. Mit neuen Storys hatte sie nun vor, die Zuschauer zurückzugewinnen, um der von ihr erfundenen Sendung die alte Popularität zu verleihen. Molly wollte die Geschichten in einem modernen Gewand präsentieren und ihr Konzept beruhte darauf, in Zukunft kritischer mit den gegebenen Missständen in der Stadt umzugehen. Ihr bisheriges Schema hatte sie aufgegeben und dafür mit einem zeitgemäßen Motto versehen: Nach wie vor brav, aber nicht mehr bieder. Kontroverser zu sein, energischer zu hinterfragen, waren ihre Ziele. Bis in den Dezember des letzten Jahres war die Tagesgeschichte vor allem aus einem Grund beliebt. Molly hatte nicht ständig über Probleme und tragische Ereignisse berichtet, sondern den Zusehern auch die schönen Seiten und Wunder des Lebens ins Wohnzimmer gebracht.

Die Grundidee wollte sie keinesfalls ändern, damit hätte sie ihre Fans maßlos enttäuscht. Stattdessen hatte sie sich vorgenommen, an den künftigen Beiträgen und ihrer Person zu feilen. Der erste Schritt war durchgeführt worden und nach einer heißen Diskussion mit ihrem Verlobten wurde ihr eine längere Sendezeit genehmigt. Die einhundertzwanzig Sekunden waren für Laien unbedeutend, aber die zusätzliche Zeit eröffneten der Journalistin ungeahnte Möglichkeiten. Es war eben ein großer Unterschied, ob ein Beitrag sieben, oder, ob ihm neun Minuten zur Verfügung standen. Seit einer Woche war sie mit ihrer neuen alten Tätigkeit beschäftigt und glücklich darüber. Adam bei der Umstrukturierung des erfolgreichen, aber mit keinem erfreulichen Ruf ausgestatteten Senders zu unterstützen, war für sie von vornherein selbstverständlich gewesen. Es nahm mehr Zeit in Anspruch, als sie und ihr Verlobter es im Vorfeld vermutet hatten. Geplant für den Wandel waren höchstens acht, maximal zehn Wochen, benötigt wurden elf Monate. Molly hatte es sich zu Beginn an der Seite ihres Freundes anders vorgestellt. Ihm zu helfen war klar, aber zugleich hatten es ihre Pläne vorgesehen, an der eigenen Sendung weiterarbeiten zu können. Bereits nach wenigen Tagen wurde die Umsetzung des Gedankens zeitlich unmöglich.

Termine im ganzen Land, Gespräche und Verhandlungen, die sich über Stunden hinwegzogen und tausend andere Hürden verhinderten jede journalistische Tätigkeit ihrerseits. Erschwerend kam hinzu, dass Molly das Ruder bezüglich der Themen der Tagesgeschichten nicht aus der Hand zu geben gedachte. Bevor Adam den Sender aus

heiterem Himmel und dementsprechend fassungslos geerbt hatte, war sie eine Art Vorgesetzte von ihm. Sie bildeten ein Duo, indem Molly als Reporterin die Führungsrolle innehatte. So hatten sie sich kennengelernt, so wurden sie Freunde und schließlich ein Liebespaar, das mittlerweile verlobt war. Zusammen hatten sie drei erfolgreiche Dokumentationen produziert und Preise gewonnen. Die Story des Tages, die in den Mittagsnachrichten gesendet wurde, besaß in Mollys Leben einen hohen Stellenwert. Sie war bis zu dem Nachlass stets mit Adam auf der Suche nach Themen gewesen. Sie hatten die Viertel der Stadt aufgesucht und wurden meistens fündig. Er war ihr mit der Kamera, wie ein Bodyguard gefolgt und nahm Situationen und Gespräche auf, die dem Fernsehzuschauer Tränen oder Lachfalten ins Gesicht gezaubert hatten. Mit der Erbschaft erfuhr diese Phase ihres Lebens ein Ende und keiner von beiden konnte sagen, wie es sich auf ihre Beziehung auswirken würde.

In den vergangenen sieben Tagen hatte Molly ihr Büro und ihre Unterlagen auf Vordermann gebracht. Um mit den Arbeiten an den Tagesgeschichten beginnen zu können, benötigte es nur noch einen Kameramann. Adam kam aus zeitlichen Gründen nicht in Betracht. Am Vormittag hatte sie mit zwei Kameraleuten des Senders ein Gespräch geführt, beide entsprachen nicht ihrer Vorstellung. Sie waren fähig, gaben sich freundlich und interessiert, aber Molly hatte bei ihnen das gewisse Feuer vermisst, das sie von ihrem Verlobten kannte und gewohnt war. Erst durch ihn hatte sie erkannt und verstanden, wie wichtig eine variable Kameraführung sein konnte. Oft und gern erinnerte sie sich an Interviews, die Adam aufgezeichnet hatte. Stets war sie erstaunt, wie er mit seiner Kamera umgegangen war. Die Bilder, die er mit zwei sitzenden oder stehenden Personen aufzunehmen vermochte, schienen mehr Leben zu besitzen als ihre Gesprächspartner.

Ihre Erinnerung an brisante Unterhaltungen wurde dadurch getrübt, dass die auf ihre Fragen antwortenden Leute nicht die Menschen waren, für die sie gehalten wurden. Molly nahm sich vor, an diesem Tag mit keinem Kameramann mehr zu sprechen. Die hinter ihr liegenden Gespräche hatten sie ermüdet. Stattdessen setzte sie sich an ihren Schreibtisch und atmete tief durch, nachdem sie einen Stift und Block auf die Arbeitsplatte gelegt hatte. Es war ein Akt, mit dem für sie ein neuer Lebensabschnitt eingeläutet wurde.

Sie hatte sich in ihrem Bürostuhl zurückgelehnt und über Themen für ihre kommenden Sendungen nachgedacht. Wurde ein Gedanke in ihrem Kopf präsenter, fing sie an, sich stichwortartige Notizen aufzuschreiben. Nach dem Mittagessen wollte sie durch die Stadt schlendern und wie früher nach Themen Ausschau halten. Es kam anders als geplant. Die Suche nach einer rührenden oder explosiven Story blieb ihr erspart, stattdessen wurde sie mit einer Geschichte konfrontiert, die das Telefon läuten ließ. Molly hob den Hörer ab, bestätigte ihre Identität, indem sie angab, die Reporterin zu sein, die der Anrufer sprechen wollte, und hörte der Stimme am anderen Ende der Leitung aufmerksam zu. Es war ein Mann, den sie an der Strippe hatte. Er gab an, ihr brisantes Material zuspiesen zu können, forderte dafür eine beträchtliche Summe, deren Höhe der Journalistin für einen Moment die Sprache geraubt hatte. »Erstens kann ich das nicht entscheiden, zweitens muss ich bei diesem Betrag wissen, wer Sie

sind und um welche Dokumente es sich handelt«, antwortete sie, nachdem der erwähnte Geldbetrag zumindest gedanklich von ihr verdaut worden war.

Der Anrufer schwieg einen Augenblick. »Solange ich keine verbindliche Zusage habe, werde ich Ihnen Hinweise zu den Papieren und meinen Namen nicht geben.«

Molly schüttelte ungläubig den Kopf. »Wie stellen Sie sich das vor? Sie rufen hier an und erwarten, dass ich sofort Feuer und Flamme bin? Die Kompetenzen meinerseits reichen zum einen nicht so weit, zum anderen brauche ich mehr, als nur Ihre Worte. Wie würden Sie sich bei einem solchen Anruf verhalten und verfahren?«

Die Stimme antwortete prompt. »Begeben Sie sich bitte in den Empfangsbereich des Senders und warten Sie dort. Ich rufe wieder an!«

Molly hörte ein Knacken in der Leitung und sah verstört den Hörer an. War das ein Streich eines Witzbolds, fragte sie sich. Einen ähnlichen Anruf hatte sie noch nie in ihrem Leben erhalten. Es hatte ein paar Telefonate gegeben, die verstörend waren, nicht jedoch in dieser Form. Sie legte den Hörer auf und überdachte das eben Gehörte. Die Stimme war ihr fremd und sie wurde von unsicheren Schwingungen begleitet. Sie hatte eine undefinierbare Zurückhaltung vernommen, vielleicht sogar Angst, auf jeden Fall eine Art von Panik und Hektik. Hätte sie die Tonlage und Redensart beschreiben sollen, wäre sie zu einem Schluss gekommen: Der Mann war eingeschüchtert und befand sich in einer Lage, über die er die Kontrolle verloren hatte. Molly sah auf die Uhr an ihrem Handgelenk, die ihr von Adam geschenkt worden war. Die Gespräche mit den Kameramännern und die Gedanken zu den Tagesgeschichten hatten sie die Zeit vergessen und somit den Mittagstisch versäumen lassen. Sie blickte aus dem Fenster und lächelte. Der Schneefall gefiel ihr. Ohne Hast zog sie sich ihren Mantel an und begab sich in das Erdgeschoss des Senders.

In der Empfangshalle war die Handschrift von Adam und Molly deutlich zu sehen. Aus einer Bahnhofshalle der Zweiten war eine VIP-Lounge für Reisende der ersten Klasse geworden. Für das Paar war es ungemein wichtig, dass jeder, der den Sender betrat, sich umgehend Willkommen sah. Das betraf die Kunden und die Angestellten. Nach den Jahren der Sklaverei unter dem Vorbesitzer, Richard Steve Bakster, sollte in ihren Augen das Personal für die Hetzjagden und die Willkür entschädigt und neu motiviert werden. Eine Kantine war entstanden, dazu ein Fitnessraum und eine Saunanlage. Die wesentlichste Veränderung, die Molly und Adam vollzogen hatten, war die Namensänderung des Senders. News Channel existierte nicht mehr, das Unternehmen hieß neuerdings AM-News. Wofür, oder besser gesagt, für wen, die zwei Buchstaben standen, wusste innerhalb und außerhalb des Gebäudes bald jeder. Molly war stolz auf das Geleistete, blieb jedoch bescheiden wie eh und je. Das bezog sich ebenso auf ihre Beziehung zu Adam. Privates und Berufliches hatte sie strikt getrennt und war so geblieben, wie ihre Kollegen sie von Anfang an geschätzt hatten. Es ließ sich nicht vermeiden, dass Molly für den einen oder anderen Mitarbeiter ein Sprachrohr gegenüber Adam wurde. Wenn sie es für notwendig hielt, dann stellte sie sich als Vermittlerin zur Verfügung. Besonders in den ersten Monaten, war ihr Verlobter mit der gewaltigen Aufgabe, den Sender zu leiten und umzustrukturieren, sichtbar überfordert. Es hatte zu Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und den Redakteuren sowie Intendanten geführt, aber inzwischen lief das meiste reibungslos

ab. Auch darauf war Molly stolz und somit zugleich auf ihren Lebensgefährten. In der Empfangshalle herrschte chaotischer Betrieb. Leute eilten von links nach rechts, stiegen in und verließen die Aufzüge und hier und dort fanden Gespräche unter vier oder mehreren Augen statt. Es waren viele fremde Gesichter in der Halle anwesend, aber keines, das Molly in irgendeiner Weise unangenehm aufgefallen wäre. Sie hatte sich langsam um ihre Achse gedreht, doch niemand gab ihr ein Zeichen, um ihr zu signalisieren, dass er der Anrufer war. Mit einem Gefühl, das zu einer Mixtur aus emporsteigender Verärgerung und Enttäuschung wurde, blieb sie mitten in der Empfangshalle stehen und ließ den Eingangsbereich nicht aus den Augen. Irgendwie kam sich Molly lächerlich vor und zugleich begann sie sich zu tadeln. Weshalb hatte sie so dumm reagiert und war auf den Anruf hereingefallen? Bestimmt hatte sie aus Spaß irgendein Kerl hinters Licht führen wollen und dem Scherzbold war es gelungen.

Unmerklich schüttelte sie den Kopf und nahm Schritt in Richtung des Eingangs auf, als sie plötzlich von einer Person am Arm gezogen wurde. Es war ein Teenager von achtzehn oder neunzehn Jahren. »Sind Sie Miss Waterspoon?«

Molly nickte und nahm den Umschlag entgegen, den er ihr entgegenhielt. Bevor sie dem Jungen eine Frage stellen konnte, war er ins Freie gerannt. Sie lief ihm nach und wurde vor dem Gebäude enttäuscht. Der Jugendliche war in der Menschenmenge untergetaucht. In Mollys Rücken betraten und verließen Leute den Sender und sie konnte nicht ahnen, dass sich der ominöse Anrufer dazwischen befand. Er hatte Molly aus einer der Telefonzellen in der Eingangshalle angerufen. Kaum war die Journalistin im Erdgeschoss aufgetaucht, hatte er seinem Sohn ein Zeichen gegeben und war somit unerkannt geblieben. Die Reporterin sah das Kuvert in ihren Händen an und fasste den Entschluss, die Straßenseite zu wechseln.

Gegenüber des AM-News-Gebäudes befand sich ein Lokal, das Molly früher häufiger aufgesucht hatte. Die Lokalität war eine Mischung aus einer Bar, einem Restaurant und einem Café. Sie und Adam waren fast so etwas wie Stammgäste gewesen und hatten dort regelmäßig die hinter und vor ihnen liegenden Arbeiten besprochen. Seitdem ihr Lebensgefährte den Sender geerbt hatte, waren weder sie noch er in dem Lokal zu Gast. Molly nahm an einem der Tische Platz, an dem sie einst öfter gesessen hatten, bestellte sich ein Wasser und einen Rohkostsalat und öffnete neugierig den Umschlag. Sie zog den Inhalt heraus, bei dem es sich um ein einziges Blatt handelte. Mit einer gewissen Enttäuschung sah sie es sich an, wobei ihr nicht klar war, was sie erwartet hatte. Bereits dieser Gedanke ließ sie ihr Verhalten sowie ihre Erwartungshaltung überdenken. Warum war sie enttäuscht? An welche Dokumente hatte sie gedacht, etwa einen Skandal wie Watergate damals?

Sie schüttelte den Kopf und hatte das Empfinden sich lächerlich gemacht zu haben. Schließlich versuchte sie, die Motive des Anrufers zu ergründen: Weshalb hatte er ausgerechnet sie kontaktiert und nicht einen ihrer kompetenten Kollegen? Sie gab die Suche nach einer Antwort auf. Eines stand definitiv fest, der unbekannte Gesprächspartner hatte mit ihr und mit sonst niemandem sprechen wollen. Wieso? Sie nahm das Blatt Papier in die Hand und musterte es. Es war ein sonderbares Schriftstück, eines, das den Absender nicht preisgab und eindeutig auf einem Computer mit Excel erstellt worden war. Außerdem hatte sie nur eine Kopie zwischen

ihren Fingern, auf deren beiden Seiten sich eine Tabelle mit mehreren Spalten befand. Jede Zeile gab einen Namen an, dem in den nachfolgenden Zellen verschiedene Zahlen hinzugefügt waren. Es war nicht ersichtlich, ob es sich um Geldbeträge oder um irgendwelche Mengen von irgendetwas handelte. Während sie den Salat zu sich nahm, sah sie immer wieder auf das Schriftstück. Das Blatt besaß etwas Anziehendes. Welches Geheimnis barg das Papier? Egal, was den Anrufer dazu bewogen hatte Molly, anzurufen und abgesehen von der Geldforderung, es war ihm vorübergehend gelungen, ihren journalistischen Trieb zu wecken.

Ω

Weit weg von Boston saß Roger Dovell auf einem Sofa und hielt einen Drink in der rechten Hand. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen und ließ den Mann, der am Fenster stand, das vom Boden bis zur Decke reichte und sich über die gesamte Ost- und Südseite des Apartments zog, nicht aus den Augen. »Sind Sie sicher?«

Der Gefragte stand mit dem Rücken zu Roger und drehte sich nicht um, als er antwortete: »Absolut«, sagte er und blickte weiterhin aus dem Fenster, das ihm einen sagenhaften Blick über die Landschaft bot. Nach unangenehmen Sekunden des Schweigens löste er sich von dem Bild, trat in den Raum und setzte sich in einen Sessel, der dem Gastgeber gegenüberstand.

Auf dem Tisch zwischen ihnen standen geöffnete Flaschen, bestehend aus Wein, Whiskey, Mineralwasser und einem Behälter mit Eiswürfeln. Rogers Gast füllte sein leeres Glas mit Bourbon und verdünnte ihn sträflicherweise mit Sodawasser. Jeder Whiskey-Liebhaber hätte ihn dafür gelyncht. Roger Dovell sah seinem Besucher zu und wartete, bis er sich dessen uneingeschränkter Aufmerksamkeit sicher war. »Wir müssen wissen, was vor sich geht, ob es tatsächlich unglückliche Umstände waren oder ob es sich um einen geplanten Verrat handelt«, sagte er schließlich in einem Ton, der den Respekt auszudrücken verstand, den er seinem Gegenüber entgegenbrachte.

»Das wird schwierig, die Zahl der Verdächtigen ist nicht so klein, wie Sie womöglich vermuten. Es kann jeder sein, auch jemand, der in einem Moment von Unachtsamkeit zufällig oder ungewollt an die Liste gekommen ist.«

Obwohl der Gast ein stämmiger Kerl war, trug er einen Spitznamen, der gar nicht zu ihm passen mochte. Roger Dovell fand den Namen lachhaft. Wenn er ihn aussprach, dann stets mit einem Gesicht, das noch nie in seinem Leben herzlich gelächelt zu haben schien. »Wie meinen Sie das, Venus?«

»Sie haben sich in den letzten Monaten mit Ihrem Konsortium oft getroffen. Die Personen dieses Kreises kamen wiederum mit den ausführenden Organen zu Gesprächen zusammen. Die Liste könnte also in ihrem Umfeld und ebenso jederzeit in den untergeordneten Ebenen abhandengekommen sein. Die betroffene Person, die den Verlust gemeldet hat, war bei vielen dieser Veranstaltungen anwesend. Sie begeben sich zum Beispiel während einer der Sitzungen zum Pinkeln, legen die Akte auf das Waschbecken oder die Ablage vor ihrer Nase, waschen sich die Hände und vergessen sie. Schon ist es passiert.«

»Um wen handelt es sich?«

»Es wird Ihnen nicht gefallen, aber es dreht sich um Marvin. Den Verlust der Liste hat er gemeldet.«

»Du liebe Güte! Ist sie von ihm vergessen worden?«

Venus schüttelte den Kopf. »Nein, das wird vom Besitzer der Liste heftig dementiert. Ebenso bestreitet er, sie verloren zu haben, was im Übrigen die gleichen schwerwiegenden Nachteile zur Folge hätte. Er bleibt bei der Behauptung, dass sie ihm bei einem Einbruch in sein Haus gestohlen wurde, ob bewusst oder unbewusst, kann er nicht beurteilen.«

Roger goss sich Wein nach und sah für einen Moment schweigend durch Venus hindurch. Vor dem Kerl hatte er mitunter Angst, nur deswegen brachte er ihm einen Respekt entgegen, den er sonst niemandem gegenüber aufbringen würde. »Sie glauben ihm nicht?«

Der Mann, der sich Venus nannte und darauf bestand, so angesprochen zu werden, zuckte mit den breiten Schultern. »Es ist nicht wichtig, was ich für wahr halte. Seine Angaben wurden überprüft, es fand tatsächlich ein Einbruch in sein Haus statt, aber das beweist gar nichts. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass er die Liste verloren hat und sich durch die Vortäuschung eines Diebstahls aus der Klemme zu ziehen gedenkt. Es ist nicht unmöglich, dass sie ihm von einem Mitglied der oberen oder unteren Ebene gestohlen wurde. Dummerweise ist es zudem denkbar, dass er sie verschlampt hat und es aus Furcht vor Konsequenzen nicht zugibt.« Er ahnte, welche Aussage kommen würde.

Der Gastgeber erhob sich, nahm sein Weinglas in die Hand und begab sich zum Fenster, genau an die Stelle, wo zuvor Venus gestanden hatte. Er blickte in das Tal, über dem sein Haus thronte, und das die Landschaft zu bewachen schien. »Sie wissen, was passiert, wenn die Liste in falsche Hände gerät. Deutet irgendetwas darauf hin, dass Marvin ein dreckiges Spiel treibt?«, drehte er sich im Gegensatz zu seinem Besucher, der es vorhin am nötigen Anstand hatte fehlen lassen, dem Befragten zu.

»Nein, bis jetzt nicht«, antwortete Venus.

»Wann fand der Einbruch statt?«

»Genau steht es nicht fest, gemeldet wurde er am vergangenen Freitag.«

Roger holte tief Luft. »Marvin, du verdammter Idiot!«, beschimpfte er plötzlich den Mann, der für die aufgekommenden Probleme verantwortlich war. Er kehrte zu seinem Sitzplatz zurück. Diesmal nahm er nicht die legere Sitzhaltung ein, die er zuvor an den Tag gelegt hatte, sondern eine, die seine Entschlossenheit zeigen sollte. »Dass Marvin die Liste verloren hat, halte ich für ausgeschlossen. Wir kennen uns seit einer Ewigkeit, es gibt kaum jemanden, der dermaßen auf sein Hab und Gut achtet wie er. Was dazu führt, dass mich der Einbruch irritiert. Sein Haus verfügt über eine Alarmanlage, ich war schon öfter zu Gast dort. Es ist verdammt solide gesichert, was nur einen Schluss zulässt: Falls bei Marvin eingebrochen wurde, dann waren es keine Amateure. Dieser Gedanke klingt logisch, allerdings wäre es völlig unnormal, wenn Profis unter den erschwerten Bedingungen einen Bruch riskieren würden. Bei Marvin einzusteigen beinhaltet das Risiko geschnappt zu werden. Hat er sich dazu geäußert, was alles gestohlen wurde?«

»Der Safe wurde geknackt, in diesem befanden sich neben einer höheren Summe Bargeld einige Wertgegenstände und eben die Liste. Hinzu kommen zwei kostbare Gemälde, die unsinnigerweise entwendet wurden. Nur ein Verrückter würde sie den

Dieben abkaufen. Er hält sie zumindest in der westlichen Welt für unverkäuflich, da alle Kunstsammler, auch die schwarzen Schafe unter ihnen, wissen, wer der Eigentümer der Bilder ist«, erstattete Venus Bericht.

»Sie haben Recht. Marvin ist seit vielen Jahren ein Bekannter, aber das macht ihn nicht unantastbar.«

Venus nippte an seinem Whiskey, dann kippte er den Inhalt des Glases in einem Zug in seinen Mund. »Sie befürchten, dass er den Überfall inszeniert hat?«, fragte er, wobei sich nicht ein Gesichtsmuskel dem Genuss des Alkohols widersetzt hatte.

Roger schüttelte den Kopf. »Nein, auf keinen Fall. Wissen Sie, Marvin ist ein anständiger und keineswegs ein dummer Kerl, kaum ein Mensch, der so etwas zustande bringt. Sein Eifer lässt zu wünschen übrig, aber er hat mir einige wertvolle Dienste erwiesen. Deswegen vermag ich ihn gut einzuschätzen und denke, dass er verarscht wurde. Die gestohlenen Bilder lassen mich vermuten, dass der Raubzug ein Täuschungsmanöver ist und er letztlich ausschließlich der Liste gegolten hat. Jemand hat ihn reingelegt und Spuren hinterlassen, die uns daran hindern sollen, an Marvin ein Exempel zu statuieren.«

»Dann kann es nur eine Person gewesen sein, die von der Existenz der Liste weiß. Der Kreis der Verdächtigen verkleinert sich damit erheblich«, stellte Venus fest.

Roger nickte bestätigend und in einer Art, die jedes weitere Wort überflüssig werden ließ. Der Gast wusste, was er umgehend zu veranlassen hatte. Er erhob und gab sich wie immer kalt und abweisend bevor er den Raum verließ. Sein Auftraggeber sah ihm nach und atmete tief durch, als hinter dem Besucher die Tür gedämpft ins Schloss gefallen war.

Ω

Forrest befand sich auf der Höhe der Stanford Street. Der Wind war dabei, ein Lied zu pfeifen und trug mit einem Mal lautes Geschrei von der anderen Straßenseite zu ihm herüber. Der Schneefall hatte etwas nachgelassen, aber die Flocken, die vom Himmel fielen, hatten es scheinbar auf ihn abgesehen. Egal, wie er sich den Hals verrenkt hatte, sie schienen mit Absicht sein Gesicht als den einzigen möglichen Landeplatz ausgewählt zu haben. Er nahm den Hut ab, hielt ihn der Windrichtung entgegen und schützte so seine Augen. Er sah einen Mann, der schrie und fluchte und gegen die Tür eines Wohnhauses schlug. Der Kerl brach die Aktion ab, begann sich von dem Gebäude zu entfernen und blieb am Rand des Bürgersteigs stehen. Er sah nach oben und rief mehrere Male den Namen einer Frau wie ein Schimpfwort aus. Als er sah, dass der Tobende mit einem Messer bewaffnet war, setzte er sich den Hut wieder auf und überquerte die Straße. Wegen des Verkehrs gestaltete sich der Seitenwechsel nicht einfach und inmitten der Fahrbahn zog der Detektiv seine Waffe hervor. Mit einem Schlag vernahm er Bremsgeräusche und kam deswegen schneller voran. Wenige Meter von dem Mann entfernt rief er ihm eine Warnung zu, mit der er ihn aufgefordert hatte, das Messer fallen zu lassen. Als es geschehen war, bat er den Kerl, zurückzutreten. Auch diese Anweisung wurde ohne einen Widerspruch befolgt. »Was ist hier los, warum tragen sie eine Waffe bei sich?«, hob Forrest fragend das Küchenmesser aus dem nassen Schnee auf. Dabei hielt er die Pistole weiterhin auf den Mann gerichtet.

Der Angesprochene hatte beim Anblick der Dienstwaffe unwillkürlich die Hände angehoben und kam einen Schritt näher. »Meine Alte ist durchgedreht«, sagte er. »Plötzlich rastet sie aus und schmeißt mich aus der Wohnung, keine Ahnung, warum.«

Forrest steckte seine Waffe ein und betrachtete das Messer. »Und das hier?«, hielt er es wie ein geübter Messerwerfer, mit seinen Daumen und Zeigefinger waagrecht in der Luft.

»Ich war am Kochen, habe gerade Fleisch für ein Gulasch klein geschnitten, da fällt sie wie eine Furie über mich her. Keine Ahnung, welcher Teufel sie da geritten hat.«

Die gegebene Situation erschien Forrest inzwischen wie ein schlechter und geschmackloser Scherz. Binnen einer Minute hatte er sich zu einem kompletten Idioten degradiert. Ohne einen ersichtlichen Grund nahm er wahr, dass die Frau des Mannes in der Tür des Wohngebäudes, stand, zu ihrem Gatten lief und anfang, sich mit Küssen und unverständlichen Worten bei ihm zu entschuldigen. Der Detektiv trat an das Ehepaar heran, wartete, bis die Furie von ihrem Ehemann abgelassen hatte, und musterte sie strafend. »Wurden Sie von Ihrem Mann bedroht?«, fragte er und versuchte, in ihren Augen eine Antwort zu erkennen.

Die Frau schüttelte abweisend den Kopf. »Nein, Officer, es war meine Schuld. Er hat mir nichts angetan.«

»Detektiv!«, beharrte Forrest auf seinen Dienstgrad.

»Bitte?« Die Frau war nicht imstande zu erkennen, worauf der Ermittler sie mit der Erwähnung seines Ranges hinweisen wollte.

Waterspoon zwang sich zu einem Lächeln und winkte ab. »Ist okay«, gab er sich mit der Anrede des Officers zufrieden. »Darf ich den Grund für den Streit erfahren?«, fragte er, um nicht vollkommen unwissend zu bleiben. Die Frau sah ihn hilflos an und bei dem Detektiv begannen die Alarmglocken zu läuten. Er hatte ihre Augen gesehen, ihr Verhalten registriert und ihre Körperhaltung nicht übersehen. Forrest war kein Spezialist, aber die Merkmale an der Dame erinnerten ihn an die Zeit bei der Drogenfahndung. Er hätte es nicht beschwören können, doch dass die weibliche Person zu viel von einer berauschenden Substanz eingenommen hatte, war eindeutig.

»Es gab keinen Streit. Sorry, dass wir für Unruhe gesorgt haben, Detektiv, kommt nicht mehr vor«, riss ihn der Mann aus den Gedanken und nahm seine Frau an die Hand.

Forrest nickte und sah dem Ehepaar nach, als es sich zurück in das Mehrfamilienhaus begab. »Kann ich trotzdem Ihre Namen erfahren?«, rief er spontan dem Paar hinterher.

Der Mann wandte sich ihm zu, behielt seine Frau an der Hand und stellte sich vor. »Joe und Rebekka Kramer«. Er bedankte sich, wofür auch immer, und schloss wenige Sekunden später die Haustür hinter sich zu.

Forrest kam die geschlossene Tür wie ein Vorhang vor, der nach einem miesen Theaterstück zugezogen worden war. Froh über einen Rang zu verfügen, der ihm den Dienst in einem Streifenwagen auf den Straßen von Boston erspart hatte, setzte er seinen Weg fort. Nachdem er im Präsidium angekommen war, holte ihn der Fall der verschwundenen Marilyn ein. Der Gang vor seinem Büro war mit Menschen restlos überfüllt. Es waren Personen, die bei der Hochzeitsfeier zugegen waren. Alle mussten vernommen werden. Obwohl Forrest bei der Befragung der Hochzeitsgäste

unterstützt wurde, kam er spät nach Hause. In dieser Nacht träumte er nicht von der vermissten Braut, sondern merkwürdigerweise von dem Ehepaar Kramer. Dennoch hätte er den Vorfall irgendwann vergessen, stattdessen wurde er in den darauffolgenden Tagen immer wieder an dieses Ereignis erinnert. Wiederholt hatte er im Department und anderswo zu hören bekommen, dass es in Boston in den letzten Tagen häufiger zu häuslicher Gewalt gekommen war. Niemand hatte eine Erklärung dafür und einige Streifenpolizisten schoben die Übergriffe der zusammenlebenden Menschen auf das anhaltende kalte und übel gelaunte Wetter.

Ω

Molly saß in ihrem Büro und gab einen Namen nach dem anderen in den Computer ein. Es war eine Arbeit, die sie voll und ganz in Anspruch nahm. Bei den meisten Vor- und Nachnamen handelte es sich um Allerweltsnamen und dementsprechend viele Ergebnisse erhielt sie zur Auswahl. Erneut sah sie sich die Kopie mit den Namen an und las sie ein weiteres Mal durch. Auf der Rückseite stieß sie auf eine Person, die auffiel. Sie hieß Pedro und dieser Vorname war deutlich seltener als John, James oder George. Sie gab ihn ein, fügte den Nachnamen hinzu, der schwierig zu schreiben, und noch problematischer auszusprechen war. Sie erhielt eine Seite im Web, die sie zum Staunen brachte. Statt Unzählige wurden ihr vier magere Treffer mit demselben Zunamen angezeigt. Doktor Pedro Varramacado war der Erste. Ines der zweite, die dritte Person trug denselben Familiennamen, wurde jedoch Enrico gerufen und unter diesem Suchergebnis fand sich noch der Eintrag einer Valeria. Erstaunt hatte sie erkannt, dass die vier Genannten einen medizinischen Beruf auszuüben pflegten. Allerdings stand nur Pedro auf dem Zettel, der ihr von dem unbekannten Teenager übergeben worden war. Die Journalistin begann ihre Arbeit mit dem erlangten Wissen von vorne und trug vor sämtlichen Namen den Dokortitel ein, den Pedro innehatte.

Molly konnte es später nicht fassen: Mit wenigen Ausnahmen von den insgesamt sechzig Personen, die auf der Liste standen, kam sie bei jedem zu einem Ergebnis. Ihre Recherchen hatten sich über Stunden hinweggezogen und die Kopie wurde im Anschluss durch angefertigte Notizblätter ergänzt. Es war schon dunkel, als es ihr gelungen war, fast sämtliche Leute zu identifizieren. Dazu hatte sie wiederholt einen anderen medizinischen Titel vor die Namen gesetzt. Es war ein Geduldsspiel. Bei einigen Berufsbezeichnungen stand das Glück auf ihrer Seite und sie wurde sofort fündig. In manchen Fällen lief ihr das Pech nach, aber durch den Wechsel der akademischen Grade und mit ihrer Geduld kam sie den erwähnten Leuten auf die Spur. Nachdem sie den Computer heruntergefahren hatte, fühlte sich Molly dermaßen erledigt wie schon lange nicht mehr. Ihr Kopf rauchte wie ein Schornstein. Ihre Gedanken waren so diffus wie der Qualm, der aus ihm aufstieg und obwohl sie stundenlang gesessen hatte, besaß sie das Gefühl, am Bostoner Marathonlauf teilgenommen zu haben. Eine Erkenntnis gab ihr keine Ruhe: Die Liste, die ihr zugespielt worden war, enthielt ausschließlich Namen von Personen, die in der Heilkunst tätig waren. Fünfzig von ihnen hatten entweder den Beruf eines Psychologen oder standen diesem Berufszweig nahe. Bei zehn Nachnamen hatte sie sich geschlagen gegeben. Die Frage war, was bedeuteten die Zahlen hinter den Namen auf dem Papier? Waren es Geldbeträge, irgendwelche Codes, womöglich

wissenschaftliche Ziffern? Wofür wollte der anonyme Anrufer eine Million Dollar und wer war er? Molly konnte sich nicht vorstellen, dass der Mann von auswärts kam.

Wenn es so gewesen wäre, hätte er sich nicht an ihre Person gewandt. Aus dieser Perspektive nahm sie an, dass sie ihm durch ihre Tagesgeschichten bekannt war. An dieser Vermutung hielt sie in ihrem Bürostuhl sitzend fest, obwohl die Sehnsucht nach einem heißen Bad die seelische Wanne bereits überlaufen ließ. Sie fragte sich, ob es möglich sein konnte, dass sie den Anrufer von früher kannte. Wenn ja, woher und wann hatte sie ihn kennengelernt? Ihre Neugier und Ungeduld rangen miteinander um die Hoheit ihrer Gefühlslage. Ihr fiel es schwer, den nächsten Anruf des vielleicht bekannten Unbekannten abzuwarten, und die offenen Fragen ließen ihr keine Ruhe. Vergeblich hatte sie mit ihren Ohren in der Vergangenheit nach der Stimme des Mannes am Telefon gesucht. Wer war der Teenager, durch den ihr der Umschlag überreicht wurde. Sie hatte ihn nie zuvor gesehen, dessen war sie sich sicher. Durchaus konnte der Junge ihr Gesicht vom Fernseher her kennen, aber, welcher Mensch in diesem Alter sah sich die Mittagsnachrichten an? Natürlich gab es einige, doch die Mehrheit befand sich zu dieser Zeit in der Schule und hatte anderes im Kopf, als sich eine Tagesgeschichte aus der Stadt anzusehen. Stattdessen wollten die Jugendlichen von heute für eine Geschichte oder Schlagzeile sorgen. Mit dieser Annahme verließ Molly ihr Büro. Bevor sie ihrem Arbeitsplatz den Rücken kehrte, hatte sie sich die genaue Uhrzeit des Anrufs angesehen. Danach begab sie sich erneut in das Erdgeschoss, dort zum Pförtner und ließ sich in einen der hinteren Räume führen, in dem die Monitore der Videoüberwachung des Gebäudes standen. Nicht sämtliche Etagen des Senders wurden videoüberwacht, aber die Eingangshalle schon. Vier Kameras nahmen das Geschehen im Empfangsbereich auf und alle sah sich Molly mehrfach an. Ihre Konzentration galt dabei ausschließlich der Zeit, die vor dem Anruf lag, ihre Anwesenheit in der Halle betraf und auf die zehn Minuten, nachdem der Teenager die Empfangshalle verlassen hatte. Fünf Telefonzellen befanden sich im Eingangsbereich des Senders und die Journalistin hatte Glück.

Tatsächlich wurde einer der Apparate benutzt, genau zu dem Zeitpunkt, als das Telefon in ihrem Büro zu läuten angefangen hatte. Der Anrufer war ein unscheinbarer Mann in einem grauen Mantel. Molly nahm an, dass der Kerl ungefähr vierzig Jahre alt war. Die Aufzeichnungen der Videokameras gaben ihr eine Sicht auf seinen weiteren Aufenthalt in der Eingangshalle. Nachdem er aufgelegt hatte, war er neben einen der Aufzüge zum Stehen gekommen und hatte den Eingang nicht aus den Augen gelassen. Molly stoppte die Aufnahme und sah sich die Bilder der anderen Kameras zur selben Zeit an. Schließlich kam sie zu der Stelle, die das Erscheinen des Teenagers vor Ort dokumentiert hatte. Sekunde um Sekunde ließ die Journalistin die Bänder nach vorne spulen. Vier Monitore zeigten dasselbe Ereignis aus verschiedenen Perspektiven. Molly fand, wonach sie gesucht hatte. Es war nicht zu übersehen, obwohl der Anrufer um ein unauffälliges Verhalten bemüht war. In dem Augenblick, als der Teenager die Eingangshalle betreten hatte, sah der Mann ihn an und der Junge war seinem Blick gefolgt. Im Zeitlupentempo ließ sich Molly die Szene mehrfach vorspielen. Der Schüler oder Student betrat die Halle, sah zu dem Unbekannten, dann zu ihr und erneut zu dem Mann. Auf einem der Bildschirme, wo der Anrufer in einem

besseren Blickfeld stand, bekamen die Bilder einen anderen Touch. Unbeabsichtigt hatte die reifere Person der Jüngeren beim ersten Sichtkontakt ein kurzes Lächeln geschenkt. Im Anschluss waren seine Augen zu der Journalistin gewandert, wobei er unbewusst zusätzlich den Zeigefinger auf sie gerichtet hatte. Auf diese Weise wurde der jugendliche Bote zu Molly entsandt. Dann geschah etwas, wofür die Reporterin keine Erklärung fand. Plötzlich sah der Anrufer bewusst in eine der Kameras und fing mit den Händen an, die Form eines Quadrats zu zeichnen. In der Folge sah er auf den Boden und hob dabei den Daumen zum Himmel, wobei er den Kopf so gedreht hatte, als ob er etwas von unten betrachten würde. Es gab keinen Zweifel, der Kerl war der Unbekannte, aber was hatten seine Gesten zu bedeuten? Trotzdem, die Journalistin hatte nun ein Gesicht des Anrufers. In Anbetracht der Tatsache, dass in und um Boston herum weit mehr als vier Millionen Menschen wohnhaft waren, besaß sie somit das Antlitz eines Phantoms.

2. Kapitel

Dienstag

Der Schneefall hatte aufgehört, für wie lange, wusste niemand, selbst die Meteorologen gaben sich in ihren Prognosen vorsichtig. Dafür war es wieder bitterkalt geworden, kälter, bevor es zu schneien angefangen hatte. Kein Einwohner in Boston, der nicht älter als vierzig Jahre war, konnte sich an einen ähnlich eisigen November erinnern. Der vorletzte Dienstag des Monats hatte nichts Erfreuliches parat und die Temperaturen lagen zweistellig unter der Marke null. Minus vierzehn Grad wies das Thermometer am Forrests Hauseingang auf, als er den Weg zur Arbeit angetreten hatte. Es war erst sechs Uhr morgens. Dem Detektiv wurde erneut bewusst, dass die Zeit für Marilyn rückwärts lief und sie, falls noch am Leben, nicht mehr viel von ihr besaß. Er hatte weder einen Hinweis oder eine Spur auf ihren Verbleib, auch die Befragung der Hochzeitsgäste hatte nichts erbracht. Waterspoon musste von daher das Schlimmste befürchten.

Keine Ermittlungsansätze zu besitzen, war stets ein schlechtes Zeichen. Die einzige Hoffnung, von der er getragen wurde, bestand darin, dass es hin und wieder doch noch ein Wunder gab. Dieser unerfüllbare Wunsch des Detektivs hatte nichts daran geändert, dass der zweite Tag seiner Ermittlungen einer der Ratlosigkeit wurde. Es war unbestritten, die wenigen Ansätze, die er hatte, waren ohne jede Wirkung verpufft. Er lief gegen unsichtbare Mauern und hinter irgendeiner befand sich die junge Frau. Wie konnte er Marilyn ausfindig machen, wenn er nicht einmal in der Lage war, die Wände zu entdecken? Forrest hatte alles versucht, auf einen Hinweis aus der Bevölkerung gehofft, aber unter den vielen Anrufen gab es keine konkrete Aussage, die ihn vorwärtsgebracht hätte.

Die Leute, die angerufen und zu helfen bereit waren, behinderten eher seine Arbeit. Ihr vielleicht, könnte sein, wäre möglich und die zeitweiligen Widersprüche in ihren Sätzen waren geneigt, ihn verzweifeln zu lassen. Am späten Vormittag begab sich der Detektiv auf den Weg zur Familie Wyler und ihrem Schwiegersohn, Freddy. Nicht unglücklich darüber, dass nur das neue Familienmitglied zugegen war, betrat er das Gebäude. Die Eheleute hatten es zu Hause nicht ausgehalten und waren zur Arbeit gegangen, um auf andere Gedanken zu kommen. Forrest verstand die Einstellung von Marilyn's Eltern, an ihrer Stelle hätte er ebenso gehandelt. Tätig zu sein, bedeutete Kontakt zu Kollegen, somit Ablenkung.

Beides schloss böse und in dem Moment nicht ernst gemeinte gegenseitige Vorwürfe zwischen den vom Verlust betroffenen Menschen aus. Oft hatte Forrest hilflos dabei zugeesehen, wie glückliche Ehepaare nach dem Tod ihres Kindes oder eines Familienmitglieds an ihrem Unglück zerbrochen waren und sich davor das Leben zur Hölle gemacht hatten. Der Detektiv war Freddy ins Wohnzimmer gefolgt, das ihn aufgrund seines rustikalen Geschmacks nicht beeindruckt hatte. Es war zwar modern und stilvoll eingerichtet, doch für das Mobiliar und für dessen Farben fühlte sich Forrest entweder zu alt oder zu unreif. Er mochte es weder bunt noch farbig, irgendwie hatte ihn sein Beruf mehr beeinflusst, als er es wahrhaben wollte. Er sah nicht immer

alles Schwarz und Weiß, vielleicht hatte er aus diesem Grund eine Vorliebe für die Farben Braun und Grau.

Freddy bot ihm wahlweise Kaffee oder Tee an und der Ermittler entschied sich entgegen seiner Gewohnheit für einen Früchtetee. Nachdem der frisch Vermählte neben ihm in einem Sessel Platz genommen hatte, war es für Waterspoon unübersehbar, dass sich der Schwiegersohn wesentlich gelassener als am Vortag gab. Für den Geschmack des Detektivs zu unberührt und vor allem zu gefasst. Freddy schien nicht unter dem Verlust seiner Gattin zu leiden, nicht in der Art, wie es Forrest von Menschen in derartigen Situationen kannte. Ein liebender Mann, der keine Ahnung hatte, wo sich seine Frau befand und ob sie noch am Leben war, besaß normalerweise nicht den Funken einer Selbstbeherrschung. Besorgte Ehemänner waren wütend, den Ermittlern gegenüber ungehalten und sie legten ein Verhalten an den Tag, welches einem Büffel ähnlich war.

Von Anstand und Geduld konnte in solchen Fällen jedenfalls nicht gesprochen werden. Einem Mann wie Freddy und dessen Umgang mit den gegebenen Umständen war der Detektiv in seiner gesamten Laufbahn nicht begegnet. Er hatte zu keinem Zeitpunkt die Kontrolle über sich verloren und war nicht eine Minute in einen Schockzustand gefallen. Ihm waren keinerlei Emotionen anzusehen, auch in dessen Stimme wurden solche nicht hörbar, das war völlig ungewöhnlich. Während Forrest braunen Zucker in den Tee getan und mit dem Teelöffel in dem Teeglas herumgestochert hatte, waren ihm zwei belanglose Fragen über die Lippen gekommen. Mit der Ersten hatte er sich nach dem Befinden von Freddy und mit der Zweiten dem der Eltern von Marilyn erkundigt. Die unterschiedlichen Antworten ließen ihn den Löffel zur Seite legen und eine Strategie anwenden, mit der er den Ehemann erschüttern wollte. »Wie geht es Ihrer Frau?«, fragte er und fügte hinzu: »Lebt sie noch?«

Freddy verlor jede Farbe im Gesicht. Völlig überrumpelt und fassungslos sah er den Ermittler an. Für einen winzigen Augenblick befürchtete Forrest, dass der Sorglose über den Tisch springen und ihn angreifen würde. Im nächsten Moment, und das war keine Einbildung, hatte er erstaunt registriert, dass Freddy kurz davor war zu weinen. »Was glauben Sie eigentlich, wer Sie sind?«, gewann der Schwiegersohn seinen Kampf gegen die Sprachlosigkeit, die ihn aufgrund der Fragen ergriffen hatte. »Sie sind ein alter Mann, ein Detektiv, der aus der Mode gekommen ist und der denkt, alles besser zu wissen und zu können. Ähnlich geben und verhalten sich auch meine Schwiegereltern. Die denken wie Sie und befürchten, dass ich für Marylins Verschwinden verantwortlich bin. Es wundert mich, dass ich bis jetzt nicht aus dem Haus geworfen wurde.« Forrest hätte sich beinahe an dem Vorurteil verschluckt, das er zuvor mit der Verdachtsäußerung ausgesprochen hatte. Sein Plan, den Bräutigam aus der Reserve zu holen, war gründlich danebengegangen.

Freddy holte die Aufmerksamkeit des Ermittlers zurück an den Wohnzimmertisch. »Ja, ich habe mich in der Hochzeitsnacht schäbig benommen und wir hatten einen Streit deswegen, aber ich würde ihr niemals etwas antun. Absolut keine Ahnung, wo sie sich befindet und in welchem Zustand sie ist. Irgendwie haben Bridget und Dustin

recht: Wegen meines Benehmens ist Marilyn davongelaufen und seitdem nicht zu finden. Somit ist unser eigentlich banaler Streit für ihr Verschwinden verantwortlich.«

Forrest hatte aufmerksam zugehört und hakte sofort nach. »Was genau ist geschehen?« Freddy sah ihn fragend an. »Wegen eines Streits läuft man nicht davon, schon gar nicht von der eigenen Hochzeitsfeier.«

Freddys Mundwinkel zuckten leicht. »Hätte sie es unterlassen, würde sie jetzt hier sitzen.«

»Schade, dass sie nicht neben Ihnen sitzt. Anderweitig wäre ich nicht hier«, fügte Forrest Freddys Satz hinzu. »Weswegen haben Sie gestritten?«

»Wie gesagt, ich habe mich schlecht benommen.«

»Zu einem der Hochzeitsgäste, zu ihren Schwiegereltern oder nur zu Marilyn?«, fragte Forrest.

»Nur ihr gegenüber.«

»In welcher Art?«, bohrte der Detektiv nach.

»Das geht Sie eigentlich nichts an. Egal, es wurde zu viel durcheinandergetrunken. Ich war später vorübergehend nicht mehr Herr meiner Sinne. Diese Beichte hat Ihnen zu genügen.«

»Darf ich Sie um etwas bitten?« Freddy nickte. »Könnten Sie die Jacke Ihres Hochzeitsanzuges holen?« Der Ehemann kam dem Wunsch nach, kehrte binnen einer Minute zurück und gab Forrest das Kleidungsstück. Der Detektiv legte es auf seine Oberschenkel, hob mit der linken Hand den Kragen der Jacke an und deutete mit dem rechten Zeigefinger auf die Stelle, an der ein Zierknopf fehlte. »Können Sie mir den fehlenden Knopf erklären? Ich bin mir sicher, dass er sich vor und während der Trauung noch da befand, wo er hingehört. Das lässt sich mit Gewissheit durch unzählige Fotos belegen.«

Freddy sah von dem Kragen in das Gesicht des Detektivs. Es war unmöglich, zu beurteilen, ob er über den fehlenden Knopf nachdachte. »Keine Ahnung, wie gesagt, ich habe viel zu viel getrunken«, sagte er und schien sein Verhalten ausgerechnet an diesem Tag zu bereuen.

»Wissen Sie, mir ist das Fehlen des Knopfes schon gestern Vormittag aufgefallen. Ich hätte die Jacke beschlagnahmen und Sie vorübergehend festnehmen können, aber das wäre zu einem überflüssigen Papierkram ausgeartet. Ein fehlender Knopf ist kein Beweis für ein Verbrechen. Jeder billige Rechtsanwalt hätte mich mit diesem Indiz in Grund und Boden gestampft. Darf ich die Jacke trotzdem mitnehmen?« Freddy hatte auf Einwände verzichtet. »Ihre Hochzeitsjacke wird Ihnen nichts zur Last legen, selbst bei einem Fund der DNA von Marilyn. Immerhin sind Sie ein Paar, waren praktisch den ganzen Tag zusammen. Es wäre ungewöhnlich, wenn kein Haar oder Speichel von ihrer Gattin auf der Jacke vorhanden sein würden.«

»Könnten Sie das Rätselraten nicht sein lassen und stattdessen nach meiner Frau suchen?«, erwiderte der Schwiegersohn und blieb unbeeindruckt.

Dessen Sorglosigkeit imponierte Waterspoon nicht, vielmehr wurde er durch sie angespornt. Forrest erhob sich und warf die Hochzeitsjacke über seinen linken Arm. »Wissen Sie, Freddy, ich bin ein alter Mann, auch ein Detektiv, der bewährte Methoden und uralte Praktiken anwendet, aber bis jetzt bin ich damit überwiegend gut gefahren.

Eines bin ich nicht, nämlich dämlich. Ich will Ihnen nichts unterstellen und selbst wenn, wären meine Behauptungen nicht zu belegen. So ist es und so bleibt es, außer mir fällt ein Gegenstand in die Hände, der einen Beweis darstellt. Ich bin mir absolut sicher, dass Sie entweder wissen, wo Ihre Frau steckt, oder Sie haben ihr etwas angetan, womöglich trifft beides zu. Unter Umständen wegen des Alkohols, den Sie intus hatten, durch einen Unfall, wer weiß. Aber Sie wissen eindeutig mehr als Sie sagen.«

»Ist das alles?« Freddy war dem durchdringenden Blick des Detektivs nicht ausgewichen und regungslos sitzen geblieben.

Forrest nickte. »Ich finde allein hinaus!«, gab er zum Abschluss von sich und verließ das Haus der Familie Wyler. Mit dem Gefühl, die Suche nach Marilyn verloren zu haben, hatte er sich hinter das Lenkrad seines Vehikels gesetzt. Solange Freddy zu Schweigen gedachte oder kein brauchbarer Hinweis zu ihrem Verbleib bei der Polizei eingehen würde, sah er keinerlei Chancen, die Frau zu retten. Im Auto sitzend hatte ihn das an einen zurückliegenden Fall erinnert. Äußerlich war er für ihn abgeschlossen, aber innerlich hatte er ihn noch nicht verarbeitet. Auch damals waren Frauen verschwunden und nach einem Jahr tot aufgetaucht. Die Hoffnung, dass es diesmal harmlos und glücklich enden würde, fing an sich zu verflüchtigen. Für ihn war es trotz seiner fast zwanzig Dienstjahre als Detektiv des Bostoner Morddezernats nach wie vor nicht nachvollziehbar, welche lächerlichen Gründe einen Menschen zu einem Mörder werden ließen. Dabei hatte er, wie er stets geglaubt und sich immer wieder geirrt hatte, alles schon erlebt. Mord aus Eifersucht und Totschlag bei einem Ehekrieg waren fast so normal wie ein Frühstücksei. Terrorakte und Amokläufe gehörten ebenso zu seiner Erfahrung wie Tötungen aus Habgier, Profitsucht und dem Begehren nach Ruhm. Sogar die Neugier, einen Menschen sterben zu sehen oder das Töten aus Spaß waren Gründe, die einer unschuldigen Person das Leben gekostet hatte. Die Gerechtigkeit, wo blieb sie? Allerdings war Waterspoon nicht bereit aufzugeben. Er hing an seinem Beruf, er liebte und hasste ihn gleichermaßen. Entgegen den gemachten Erfahrungen besaß er immer noch den Glauben an das Gute und das war besser als das Böse. Forrest konnte nicht vorhersehen, dass er in naher Zukunft dem absolut Bösen, zugleich dem leibhaftigen Teufel und dessen Anhängerschar persönlich begegnen würde.

Ω

An diesem Vormittag saß Molly in ihrem Büro und wartete auf das Läuten des Telefons. Sie hatte das Gesicht des anonymen Anrufers aus der Videoaufzeichnung kopiert, ausgedruckt und auf dem Tisch liegen. Ihre ersten Recherchen zu seiner Identität waren erfolglos geblieben. Keine Ergebnisse ergaben trotzdem ein Resultat. Immerhin hatte sie durch ihre Nachforschungen in Erfahrung gebracht, dass der Unbekannte kein Führungsmitglied der ärztlichen Vereinigung war. Ohne eine klopfende Ankündigung öffnete sich die Tür und ihr Verlobter, Adam, betrat den Raum. Molly sah ihn zunächst wie ein Gespenst an. Sie hatte ihn von einer mehrtägigen Reise an die Westküste erst am kommenden Tag zurückerwartet. Die Freude, ihn zu sehen, war groß. Sie sprang wegen der unangemeldeten Überraschung auf und war ihm um den Hals gefallen. Nach der Begrüßung, die mit einem innigen

Kuss vollendet worden war, begann eine Unterhaltung über Adams Trip in die Höhle des Löwen. Der Erbe und Inhaber von AM News war einst ein erfolgreicher Kameramann in Hollywood, wurde sogar mit dem Oscar gekrönt. Der Erfolg war ihm damals zu Kopf gestiegen. Dadurch fiel er von ganz oben nach unten und noch tiefer. Zur Krönung war er auf die schwarze Liste gesetzt worden, deren Existenz vehement bestritten wurde. Für ihn begannen magere und schwere Jahre, durch die er von Drogen und Alkohol begleitet wurde. Für Personen, die auf dem unliebsamen Papier gelandet waren, gab es nämlich landesweit keinen Job mehr. Adam hatte einen Fan, der dafür verantwortlich war, dass er einen Job bei News Channel, wie der Sender damals hieß, bekommen hatte. Dort war er Molly begegnet, fand zu sich zurück und hatte von besagtem Fan das Unternehmen geerbt, nachdem von diesem der Kampf gegen ein Krebsleiden verloren wurde. So und nicht anders beschrieb Adam Kean seinen Werdegang der letzten zehn Jahre und hatte es vermieden, den Namen seines weiblichen Bewunderers in den Mund zu nehmen. Seit ihrem Tod hatte er nie wieder über sie gesprochen. Das Telefon fing an zu läuten und unterbrach ihn in seinem Reisebericht. Molly hatte tief Luft geholt und abgehoben. Enttäuscht vernahm sie eine bekannte Stimme, wiederholte, nicht gestört werden zu wollen, und legte den Hörer auf. Adam war es nicht entgangen, dass sie angespannt war. Sein Blick fiel auf das Foto, das auf ihrem Schreibtisch lag und den anonymen Anrufer zeigte. »Woher hast du das Bild?«, erkundigte er sich und nahm es in die Hand, um es näher zu betrachten.

»Warum?«, wick Molly der Frage aus.

»Das ist Sam, war er etwa hier?«, erwiderte Adam, ohne den Blick von dem Bild abzuwenden.

Molly sah ihn perplex an, entnahm die ausgedruckte Videoaufnahme seiner Hand, um seine volle Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. »Du kennst den Mann?«

Adam antwortete, obwohl ihn Mollys Verhalten irritierte.

»Ja, klar, das ist Sam Snyder. Wir sind zusammen zur Schule gegangen, waren Freunde und haben uns aus den Augen verloren, als ich nach Hollywood gezogen bin. Nein, ich habe ihn aus den Augen verloren, hatte sie zu jener Zeit woanders, wie du weißt.«

Molly setzte sich auf die Schreibtischplatte und zog ihren Verlobten zu sich. »Wie kam es zu einem Wiedersehen?«

Adam lächelte. »Na ja, die ganze Welt weiß, dass ich News Channel geerbt habe. Er hat es gelesen und sich kurz bei mir gemeldet. Zu einem Treffen kam es leider bis heute nicht, deswegen habe ich gefragt, ob er hier war.«

Die Journalistin stutzte, überlegte und fragte: »Woher weißt du dann, dass der Mann tatsächlich Sam Snyder ist?«

»Erstens sieht er besser aus als dein Verlobter, da er sich nicht so gehen ließ wie ich und zweitens hat er sich in all den Jahren nicht so verändert. Er ist es, Molly, daran gibt es nichts zu rütteln. Zwei Mal haben wir uns außerdem via Skype unterhalten und von den alten Zeiten geschwärmt, die ich übrigens manchmal gar nicht so toll fand.«

»Wollte er Geld von dir?«

Diesmal war es Adam, den die Frage ins Grübeln brachte.

»Nein, wie kommst du auf den Unsinn?«

»Dazu gleich etwas, erzähl mir erst, wie es weiterging, nachdem er sich bei dir gemeldet hat.«

Adam entzog sich Mollys Händen, die um seine Taille lagen, und nahm neben seiner Verlobten auf der Tischplatte Platz.

»Es war im Mai, als er mich zum ersten Mal angerufen hat und raten ließ, wer am anderen Ende der Leitung ist. Ich habe ihn sofort an seiner Stimme erkannt und bekam für mein Verhalten ein Donnerwetter, das denen von dir ebenbürtig ist.

Wir hatten vor, uns zu treffen, aber ständig kam ihm oder mir beruflich etwas dazwischen. Wir haben dafür häufiger telefoniert. Ich kann es nicht glauben, dass inzwischen schon wieder ein halbes Jahr vergangen ist und wir uns immer noch nicht getroffen haben.«

»Wann hast du das letzte Mal mit ihm gesprochen?«

Der Senderinhaber, antwortete prompt: »Vor ungefähr vier Wochen. Er war beruflich unterwegs, danach ich. Wir haben vereinbart, nach meiner Rückkehr zu telefonieren, und hatten vor, uns endlich zum Abendessen zu treffen. Mit unseren Frauen selbstverständlich«, fügte Adam lächelnd hinzu.

»Gnädig.« Molly hatte es weder böse noch ernst gemeint, deswegen stieß sie sanft ihre Faust gegen die Rippen ihres Verehrers. Sie wollte ihm eine weitere Frage stellen, doch Adam kam ihr zuvor.

»So, ich habe gebeichtet, jetzt bist du dran. Warum liegt ein Foto von Sam auf deinem Schreibtisch?«

»Eifersüchtig, Mister Kean?«

»Molly, ich meine es ernst. Was ist los und warum war Sam hier? Das Foto zeigt ihn eindeutig in unserem Eingangsbereich.«

Die Reporterin sprang vom Arbeitstisch und küsste ihren Verlobten auf die Wange. Schließlich setzte sie sich auf ihren Bürostuhl und wartete, bis er sich auf der Tischfläche zu ihr gedreht hatte. Molly hätte es bis vor einem Jahr nicht geglaubt, aber ja, sie hatte sich in ihn verliebt, obwohl sie sich lange gegen ihre Gefühle zu wehren wusste. Noch weniger hätte sie ihm die Wandlung zugetraut, die Adam hinter sich gebracht hatte. Von einem Oscargewinner der Absturz zum Säufer, von einem Kameramann der Aufstieg zum Inhaber eines der größten Sender des Landes. Sicher, nie hätte er das allein geschafft und der Lauf des Lebens hatte ihm dabei geholfen, aber das meiste hatte er selbst erledigt und das bewunderte sie. Der Wille, dem übermäßigen Alkoholkonsum zu entsagen und sich in einigen vernachlässigten Bereichen seines Daseins wie dem des Benehmens zu verbessern, all das rang ihr eine große Hochachtung ab. Wichtiger war für sie seine menschliche Seite. Für ihn gab es seit Monaten kein Ich mehr, ein Meines oder Deines, sondern nur ein Wir und ein Unser. Sie hob ihn deswegen nicht in den Himmel, aber sie bewunderte Adam als Kameramann, respektierte seine Hartnäckigkeit, liebte den Menschen, und brachte ihm den Respekt entgegen, den er sich mühsam verdient hatte. Molly wusste, dass ihre Ansprüche hoch waren und sie nicht immer leicht zu nehmen war. »Dein Freund hat mich gestern angerufen«, sagte sie schließlich und erzählte ihm von dem Gespräch und was sie danach angestellt hatte.

Adam schüttelte ungläubig den Kopf. Nicht wegen der gehörten Worte, sondern aufgrund der aufgetauchten Frage, was in Sam Snyder gefahren war. Eine Million Dollar für angeblich brisante Informationen zu verlangen, hielt er kurzfristig für ein unverschämtes Vorgehen. War das von Anfang an ein Motiv, warum er sich bei ihm gemeldet hatte? Nein, diese Überlegung warf Adam umgehend aus seinem Kopf. Wenn es so wäre, dann hätte Sam mit der Forderung nicht monatelang gewartet, sondern sie prompt nach der Kontaktaufnahme ausgesprochen, ihm die Unterlagen bereits zu dieser Zeit angeboten. Es gab für Sams Vorgehen nur eine logische Erklärung und die besagte, dass in den vergangenen vier Wochen irgendetwas geschehen war, mit dem Sam nicht gerechnet hatte. Eine Million Dollar war kein Honorar für brisante und geheime Dokumente, sondern ein Akt der Verzweiflung und zugleich ein Hilfeschrei. »Wann will er sich wieder melden?«, fragte er in die entstandene Stille.

»Heute. Er hat keine Uhrzeit gesagt«, sagte Molly und ihr waren die Sorgenfalten auf Adams Stirn nicht entgangen.

»Was denkst du?«, erkundigte sie sich, nicht aus Neugier oder irgendeinem Pflichtgefühl. Es war wegen des Eindrucks geschehen, der ihr von ihrem Verlobten vermittelt wurde. Sie sah ihm sein spazieren gehendes Helfersyndrom an und das war ein Zeichen, das ihr nicht gefiel.

»Keine blassen Schimmer, was davon zu halten ist, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass Sam in großen Schwierigkeiten steckt. Er hat Probleme, die ihm über den Kopf gewachsen sind und womöglich seinen Verstand geraubt haben.«

Molly zog die Liste aus der Schreibtischschublade hervor und reichte sie Adam. »Alles Psychologen und Psychiater. Das Aufgabengebiet und die Titel von zehn Namen habe ich nicht herausgefunden, aber sämtliche Personen sind in der Medizin tätig. Das Papier habe ich mehr oder weniger als Appetithappen von deinem Freund bekommen.«

Adam nahm das Blatt an sich, überflog und wendete es. Mit dem Zeigefinger fuhr er über die sechzig aufgelisteten Leute und hielt beim Vorletzten inne. »Gib mal diesen Namen ein und setze Apotheke oder Apotheker davor.«

Molly kam der Bitte nach und sah wenig später ihren Verlobten staunend an. »Tatsächlich, ein Apotheker. Kennst du den etwa auch?«

Adam nahm Mollys Hand und stempelte sie mit seinen Lippen. Mit einem Schmunzeln blickte er in ihre wunder-schönen Augen. »Molly, die Apotheke liegt bei uns um die Ecke. Noch nie dort gewesen?«

Ω

Venus war in Boston angekommen. Zusammen mit Merkur, der ohnehin vor Ort war, suchten sie Marvin auf, den Marvin, der gedacht hatte, dass ihn mit Roger Dovell eine enge Freundschaft verband. Er unterlag in dieser Hinsicht einem Irrtum, einem, den er nicht zu erkennen vermochte. Es begann damit, dass Marvin im Gegensatz zu Roger ein Niemand war, obwohl er einem Kreis angehörte, um den er von der gehobenen und gierigen Mittelschicht beneidet wurde. Die soziale Struktur wies nämlich imposante Unterschiede auf. Aus diesem Grund waren bei Normalverdienern

andere Linien zu ziehen als bei den Geringverdienern. Wer nichts hatte, schien arm zu sein, doch so einfach war es nicht. Es wurden gewaltige Differenzen gezogen.

Ein völlig mittel- und obdachloser Mensch hatte deutlich weniger als einer, der vom Staat subventioniert wurde. So wie die gesamte Gesellschaft in Kategorien unterteilt wurde, im selben Maß waren die Gesellschaftsschichten in Gruppen eingeteilt worden. Bei der Mittelschicht sah das so aus, dass sie aus fünf Spalten bestand, die eine Ähnlichkeit mit einem Schulnotensystem besaß. Je höher die Zahl einer Frau, eines Mannes oder einer Familie war, umso besser deren sozialer Stand. Die Ziffer fünf war die Beste und wer zu dieser Gruppe gehörte, befand sich auf dem Weg nach ganz oben. Um dieses Ziel zu erreichen, war dieser Menschensparte jedes Mittel recht. Sie war abgebrüht, kaltherzig, fädelte Intrigen ein und scheute auch vor Gewalt nicht zurück. Es war die Art von Menschen, die Marvin ihren Neid ohne Scheu spüren ließ. Die Personen aus der vierten Spalte waren Leute, die mit dem Geleisteten anzugeben verstanden, aber nicht mehr zu leisten imstande waren, als sie es schon hatten. Die dritte Gruppe gehörte der Bevölkerung an, die rundum zufrieden war und schätzte, was sie sich mühselig erarbeitet hatte und besaß. Diese Bevölkerungsschicht war die Einzige, die zudem als hilfsbereit, freundlich und spendenfreudig deklariert wurde. Die untersten zwei Stufen dieser Skala strebten nach mehr. Sie hatten jedoch aufgrund ihres Wissens und Könnens oder wegen Hürden im Job und in der Familie in dieser Tabelle keine Chance höher zu klettern. Mit all diesen Leuten hatte Marvin schon lange nichts gemeinsam. Er stand über dieser Bewertung. Er war kein Mitglied der oberen Riege, aber zu den untersten fünfhundert Privilegierten hatte er auf jeden Fall gezählt. Bereits diese Tatsache hätte ihm die Augen öffnen müssen. Sein angeblicher Freund Roger war einer der Menschen, der über den Zehntausend stand und es sich leisten konnte, selbst diese wie Sklaven zu behandeln.

Davon konnte Marvin nur träumen, aber er hatte es nicht nötig. Er war zufrieden, besaß einen fantastischen Job, von dem er nicht gezwungen wurde, sich die Hände schmutzig zu machen. Die Umstände erlaubten es ihm, das Leben zu genießen. Zum Unwillen von Roger genoss er sein Dasein leider zu oft, zu extrem. Marvin war bis in die Gegenwart zuverlässig gewesen und seine Arbeit hatte er zufriedenstellend gemeistert, mehr aber auch nicht. Daran störte sich niemand, solange alles pünktlich erledigt wurde, was auf dem Tagesplan stand.

Dass Marvin sich nicht um Aufträge riss und ebenso wenig durch extremen Ehrgeiz und zahlreiche Überstunden gegläntzt hatte, war keinem Kopf in der Führungsriege entgangen. Die Tatsache, dass ihm die Liste abhandengekommen war, ließ allerdings den Schluss zu, dass der Lebenswandel, den er zu führen pflegte, seine Konzentration erheblich beeinflusst hatte. Das konnte nicht toleriert, ignoriert und verziehen werden. Die Lebensfreude war Marvin anzusehen. Er besaß ein gerade noch erträgliches Übergewicht, was bedeutete, dass er fähig war, sich die Schnürsenkel immer noch selbst zu binden. Somit wurde es bedeutungslos, dass er in seinem für eine Person viel zu großen Haus seit einigen Tagen überwiegend allein lebte. Gelegentlich leistete ihm inzwischen sein Bruder Gesellschaft. Wenn dieser nicht anwesend war, gönnte sich Marvin eine oder auch zwei Huren, die dann die ganze Nacht blieben. Er war mittelgroß, wobei die überzähligen Pfunde sich strikt geweigert hatten, eine verteilte

Körperposition einzunehmen. Dadurch war seine Bauchgegend zu einem Heißluftballon herangewachsen. Sein Lebenswandel oder seine vierzig Jahre sorgten dafür, dass er alle vier Wochen sein Haar färben ließ. Die grauen Ansätze an den Schläfen waren fähig, sein Ego und seine Eitelkeit zu verletzen. Marvin war kein Mensch, der unangenehm auffiel und auf den ersten Blick als unsympathisch empfunden wurde. Er besaß einen lebenswürdigen Charakter, ebenso angenehme Umgangsformen und wer Marvin näher kannte, unterhielt sich gerne mit ihm. Er verfügte über eine bemerkenswerte Allgemeinbildung, ohne dass er sich damit arrogant oder allwissend gab. Außerdem war er in den Staaten viel herumgekommen und konnte die erlebten Anekdoten wunderbar erzählen. Sein Freundeskreis hingegen war bescheiden. Marvin war beruflich oft unterwegs und wohnte zudem abgelegen, fast dreißig Kilometer außerhalb von Boston. Deswegen hatte er sich nicht zu einem Einzelgänger entwickelt, es war der Job und die Wohnlage, die ihm den Zugang zu sozialen Kontakten erschwert hatten. Die Abgeschiedenheit wurde von ihm aus eigenem Antrieb gewählt und dafür gab es Gründe. Der wichtigste war seine Mutter, sie hatte die Einsamkeit, die er teilweise zu genießen verstand, nicht mehr ertragen.

Das Haus, welches Marvin bewohnte, hatte seinen Eltern gehört, und völlig unerwartet wurde es ihm vom Vater überschrieben. Als Gegenleistung war er verpflichtet, seiner Mutter ein lebenslanges Wohnrecht einzuräumen. Ein Kriterium, auf das sein Dad verzichtet hatte. Marvin hätte ohne finanzielle Risiken selbst ein Haus erworben oder gebaut, doch ein Geschenk war deutlich günstiger. Dieser Gedanke hatte keine Bedeutung, bei ihm drehte es sich nicht ums Geld, sondern um das Wohlbefinden seiner Mutter. Seit er denken konnte, wurden er und sein Bruder überwiegend von ihr großgezogen. Sein Erzeuger war selten zu Hause, stattdessen glücklicherweise beruflich viel unterwegs. Er wurde Bill gerufen und war ein merkwürdiger, strenger Mann, der wenig von dem zu erzählen hatte, was seinen Job betraf. Trotzdem, die Familie war intakt, bis sein Bruder sich mit den Eltern und zwangsläufig dadurch auch mit ihm zerstritten hatte. Jahrelang hatten sie deshalb keinen Kontakt. Erst vor wenigen Wochen wurde auf Marvins Drängen hin eine Aussprache und Versöhnung möglich. Er hatte den Zwist mit seinem Bruder nie gewollt, stets ein klärendes Gespräch vor sich hergeschoben und irgendwie waren aus Tagen und Monaten viele Jahre geworden. Es war traurig, dass Marvin erst eine Verbindung zu ihm aufgenommen hatte, nachdem ersichtlich wurde, seine Hilfe zu brauchen. Er selbst hatte sich in die prekäre Lage gebracht.

Marvin hatte für eine Firma gearbeitet, deren Führungsetage sich in den Klauen von Roger Dovell befand. In den ersten Jahren war er durch Fleiß aufgefallen und so in das Blickfeld des Mannes geraten. Schließlich wurde ihm eine Tätigkeit angeboten, die er skeptisch betrachtet, aber mit der Zeit zu schätzen gelernt hatte. Am Anfang war er in dem neuen Umfeld naiv, doch schon bald begriff er. Marvin begann Notizen und Bilder anzulegen, er führte eine Art Tagebuch über die Personen und Versammlungen, bei den er zugegen war. Ihm wurde schnell klar, dass die Tätigkeit für Roger Dovell außerhalb der Legalität lag. Das hielt ihn nicht davon ab, der fragwürdigen Arbeit weiterhin nachzugehen. Der Job war einfach und die Brieftasche wurde immer voller. Marvin hatte nichts anderes zu verrichten, als ein Medikament anzupreisen und den

Apothekern und Ärzten zu verdeutlichen, dass es nicht ihr Schaden wäre, wenn sie das Präparat bevorzugt verschreiben und verkaufen würden. In engerer Sicht war er somit der Mitbegründer eines Netzwerkes, das aus käuflichen Medizinem bestand. Ein bestechlicher Apotheker, der mit den Umständen haderte, wurde sogar zu einem seiner besten Freunde. Wie er im Auftrag von Roger Dovell unterwegs war, hatte nichts mit einem Monopol gemein.

Tatsächlich wurde dasselbe Vorgehen bei anderen Unternehmen in der Pharmaindustrie seit Jahrzehnten angewendet. Es hatte sich hierbei um eine gängige Praxis gehandelt. Eines Tages kam Marvin durch Zufall einer Schweinerei auf die Spur, die ihn entsetzt hatte. Es war der Anlass, sich zu versöhnen. Nach der Aussprache sah er sich gezwungen, seinen Bruder mit den gemachten Befürchtungen zu konfrontieren. Nachdem ihm von seinem Blutsverwandten die düsteren Vorahnungen bestätigt worden waren, beschlossen die Geschwister ihre Entdeckung publik zu machen. Sie hatten vor, die öffentlichkeitsgefährdende Angelegenheit zu beenden. Es zu bewerkstelligen war nicht leicht und stellte zudem ein Risiko für ihr Leben dar. Sie schlossen den Apotheker, der inzwischen zu einem Freund der gesamten Familie geworden war, in ihre Überlegungen und Pläne ein. Keiner von ihnen konnte ahnen, wie ihre Mutter später darunter leiden würde. Marvin hatte die Taktik für ihre Vorgehensweise erstellt und es war der Zufall und das Leben, die ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht hatten. Seine Eltern hatten vor, ein bis zwei Tage in der Stadt zu verbringen. Zu diesem Zeitpunkt waren sie noch im Haus wohnhaft. Ihre Absicht nahm er erstaunt auf, denn die Ehe war längst nicht mehr harmonisch. Es hätte ihn jedoch nicht gewundert, wenn ihm bekannt gewesen wäre, wie sehr sein Vater in das Vorgehen seines Sohnes involviert war. Bedauerlicherweise in einer kontraproduktiven Form. Umgekehrt hatte Bill keine Ahnung, welche Pläne sein älterer Nachkomme geschmiedet hatte. Sie besaßen den Nachteil, dass fast sämtliche Familienmitglieder von einem Tag auf den anderen um ihr Leben bangen mussten.

Zunächst war Marvin in Sorge geraten. Drei Tage waren vergangen und seine Eltern waren immer noch nicht zurückgekehrt. Es hätte ihn nicht beunruhigt, schon gar nicht väterlicherseits. Sein Erzeuger war sein eigener Herr. Er verließ das Haus und kam zurück, wann er ihm genehm war. Seine Mutter hingegen besaß den Anstand, sich bei jeder Unpünktlichkeit zu melden. Nachdem er am nächsten Morgen immer noch kein Lebenszeichen von ihr hatte, nahm er an, dass die von ihm gewählte Vorgehensweise aufgefliegen war. Deswegen war Marvin erschrocken und hatte aus dem geräumigen Wohnzimmer in Richtung Haustür gesehen. Zwei Gegebenheiten waren ungewöhnlich: Die Erste bestand aus der seltenen Fügung, dass er um diese Zeit zu Hause war, und die zweite, dass jemand an einem Vormittag vor der Tür stand und mit der Betätigung der Klingel um Einlass bat. Er erwartete niemanden, stattdessen wartete er auf den angekündigten Anruf seines Freundes Roger Dovell. Dessen Sekretärin hatte den Termin vereinbart und nur deswegen befand sich Marvin im Haus. Er erhob sich träge und schritt der Haustür entgegen, während vor dieser Venus die Tastatur seines Handys betätigt hatte. Mit einer SMS-Nachricht wurde der Auftraggeber informiert, dass er und sein Begleiter Merkur an ihrem Zielort

angekommen waren. Als die Eingangstür von Marvin geöffnet wurde, war das Handy aus der Hand von Venus verschwunden. Der Hausherr hatte keine Gelegenheit, irgendetwas zu sagen und zu fragen. Kaum war die Tür offen, verspürte er einen stechenden Schmerz auf seiner Brust und fiel innerhalb weniger Sekunden wie ein Sandsack zu Boden.

Nachdem er aus seiner Bewusstlosigkeit erwacht war, verstand er die Welt nicht mehr oder besser als je zuvor. Schließlich hatte er von Anfang an gewusst, mit wem er sich angelegt hatte. Marvin wurde im Wohnzimmer wach. Er befand sich in dem Gebäude, in dem er lebte und welches sein Zuhause war, aber er war nicht mehr der Herr des Hauses, schon gar nicht der Lage. Er saß auf einem der Stühle in dem abgegrenzten Essbereich des Raumes und spürte ein fürchterliches Pochen in den Händen und Füßen. Der Schmerz drohte, ihm erneut das Bewusstsein zu nehmen. Eine schallende Ohrfeige verhinderte den schnellen Sturz in die Schmerzlosigkeit. Er sah auf und in das Gesicht von Merkur und von diesem wanderten seine Augen zu dem ungebetenen Gast, der ihm gegenüber am Tisch saß. Danach hatte er den Kopf gesenkt, um die Ursache für den Schmerz zu ergründen, der von seinen Beinen ausgestrahlt wurde. Im Anschluss blickte er seine am Esstisch ausgestreckten Hände an und seine weit aufgerissenen, ängstlichen Augen quollen ihm durch den erlittenen Schock förmlich aus den Höhlen. Merkur und Venus sahen sich an und lächelten schadenfroh. Sie waren dabei, den in diesem Moment ihnen ausgelieferten Marvin falsch einzuschätzen. Der Hausherr, der nicht Herr der Situation war, hatte die Lage hingegen richtig eingestuft. Zu seinem Leidwesen hatte er zu spät erkannt, dass Roger Dovell ihm eine Falle gestellt hatte. Marvin war ein gutmütiger Mensch, aber nicht blauäugig, und deswegen wusste er, dass seine letzte Lebensstunde angebrochen war. Seine Füße waren an den Holzboden genagelt worden und ebenso war es seinen Händen auf dem Esstisch ergangen. Er war an den Stuhl gefesselt, aber das hätten sich die zwei Gestalten seiner Meinung nach sparen können. Wenn er die am Boden fixierten Füße frei bekommen hätte, seine Hände niemals. Wut überkam ihn. Trotz gesellte sich dazu und ein Widerstand, der ihm Kraft gab.

Venus zog das Handy hervor, das er kurz zuvor benutzt hatte, legte es auf den Tisch, und als es läutete, betätigte er die Lautsprechertaste. »Marvin? Hörst du mich?«, tönte die herrische Stimme von Roger Dovell merkwürdig metallisch aus dem Gerät.

Die Schmerzen, die Marvin zu ertragen hatte, waren bestialisch. Sie dröhnten in seinem Kopf wie der Bohrer eines Zahnarztes, rollten durch seinen Körper wie Wellen, die mit Schneeketten um sich schlugen. Das Pochen in den vier Wunden wanderte ähnlich wie aufeinanderfolgende Hammerschläge in sein Hirn. Er gab sich trotzdem keiner Schwäche hin, sondern meldete sich. »Ja, ich höre.«

»Ich kann die zwei netten Herren, die dir im Augenblick Gesellschaft leisten, bestimmt dazu überreden, dich zu befreien und zu verarzten. Womöglich wären sie sogar bereit, falls du es wünschst, dich in ein Krankenhaus zu bringen. Sie könnten dich allein und in Ruhe lassen, aber um sie zu überzeugen, brauche ich deine Hilfe.«

»Du bist ein sadistisches Schwein, das ist mir klar. Was willst du?«, antwortete Marvin mit verachtendem Ton und erhielt für die Beschimpfung umgehend eine weitere Ohrfeige von Merkur.

»Du weißt, was ich will und wissen muss!«

Marvin verzog das Gesicht. Die gerötete linke Wange vertrieb für einen Moment alle anderen Schmerzen. »Geht es ausführlicher?«, stellte er sich dumm und fragte zugleich seinen inneren Rebellen, dem er ebenfalls ausgeliefert war, wozu noch. Hatte er vor, die Qualen länger auf sich zu nehmen als nötig? Dass er den Besuch der zwei Männer lebend überstehen würde, daran verschwendete er keinen Gedanken. Umgekehrt hatten sein Verstand und der menschliche Instinkt offenbar nicht akzeptiert, dass ihre Funktionen in Kürze außer Betrieb gesetzt werden sollten. Sein Lebenswille war nicht gebrochen, aber ihm stand sein Widerstand gegenüber.

»Strapaziere nicht meine Geduld«, trug Rogers Stimme seine Nervenbahnen zurück zu den höllischen Schmerzen an den Gliedern. »Die Liste, Marvin, wo ist sie?«

»Ich habe mich korrekt verhalten und den Verlust umgehend gemeldet, nachdem ich ihn bemerkt habe.«

»Sie wurde also gestohlen? Du hast sie nicht verloren?«, fragte Roger.

Marvin wurde lauter: »Verdammt nochmal, ich kann sie nicht verbummelt haben! Sie lag seit Jahren in meinem Safe, nie wurde sie von mir mitgeführt. Alle Namen auf dem Schrieb kenne ich auswendig, wozu hätte ich sie dabei haben sollen?«

»Okay«, schien Roger die Antwort zu akzeptieren. »Ausgegangen davon, dass die Liste gestohlen wurde. Dann sag mir, wann und von wem?«

»Das ist scheiße, woher soll ich das wissen?« Kaum ausgesprochen, erhielt Marvin von Merkur einen Schlag auf den Hinterkopf.

»Versuchen wir es anders«, sagte Roger ungeduldig werdend. »Wann wurde eingebrochen?«

Marvin atmete tief durch. »Irgendwann letzte Woche.

Zwischen Montag und Freitag. Ich war während dieser Tage unterwegs, und als ich nach Hause kam, stellte ich den Einbruch fest und rief sofort die Polizei an.«

Für einen Moment schien die Verbindung zu Roger abgebrochen zu sein. Die entstandene Stille wurde nach ein paar Sekunden von seiner Stimme gestört. »Überlege die nächsten Worte genau, ich kenne dein Haus. Wer könnte den Einbruch verübt haben?«

»Ich weiß es nicht!«

»Denk nach!«, forderte Roger ungeduldig und böse werdend ihn auf, die unbefriedigende Antwort zu überdenken. Erneut verging eine halbe Minute. »Merkur, helfen Sie unserem Freund dabei, sich zu erinnern!« Der Angesprochene lächelte Marvin mit Vorfreude an. Dann entnahm er dem Werkzeugkasten, der neben ihm auf dem Boden stand, mit Vorfreude eine durchsichtige Plastischachtel mit verschiedenen Nägeln.

Er öffnete sie, nahm einen dünnen Eisenstift zwischen die Finger seiner linken Hand. Mit der Rechten hielt er Marvins Daumen fest und steckte den Nagel einen Zentimeter unter den Fingernagel. Mitten in dem Schmerzlaut des Gepeinigten ertönte Rogers Stimme: »Wer?«, kam es scharf durch den Lautsprecher des Handys.

»Du Schwein!«, schrie Marvin zurück.

Merkur sah zu Venus, der erhob sich, stellte sich auf die andere Seite ihres Opfers und hielt den verletzten Daumen fest, während sein Begleiter einen dickeren Nagel

nahm und ihn mit einem Hammerschlag durch das Nagelbett trieb. Diesmal brach der Schmerzensschrei ab und der gefolterte Hausherr wurde ohnmächtig. Mit einem Eimer Wasser holte Merkur den Bewusstlosen in eine Welt zurück, die für ihn nur noch aus Schmerzen bestand. Ein letztes Mal hörte Marvin Rogers Stimme. »Wer ist oder kann in dein Haus eingebrochen sein? Wer konnte die Alarmanlage außer Gefecht setzen?« Der Hausbesitzer antwortete nicht, obwohl er sich mit einer Aussage höllische Torturen erspart hätte. »Meine Herren, Sie wissen was zu tun ist!«, vernahm er von Roger die Worte, die sein Todesurteil bedeuteten.

In den darauffolgenden Stunden wurde Marvin gefoltert wie eine Voodoo-Puppe. Die weltweit ungefähr sechzig Millionen Anhänger der synkretistischen Religion hätten ihrem Glauben abgeschworen, wenn sie Zeuge des brutalen Rituals gewesen wären. Ohne Mitleid und menschliche Regungen hatte Merkur jeden Finger von Marvin an den Tisch genagelt. Es war die Antwort auf sein Schweigen. Dann trieb er ihm dünne Nägel unter die Fingernägel und erntete dafür erneut nur Gestöhne. Nachdem das Opfer die Folter sechsmal ertragen hatte und ihm die siebte bevorstand, biss es sich vor Schmerz die Zunge ab. Es war unfassbar: Marvin lächelte seine Peiniger wie der Sieger eines Pokerspiels an, als er das Zungenstück auf den Tisch gespuckt und sie mit blutendem Mund angesehen hatte.

Eine derartige Demütigung hatten Venus und Merkur bis dahin nie erfahren. Nach dem zehnten malträtierten Finger hatten sie zunächst das Gebäude durchsucht und danach aus dem Wagen drei Benzinkanister geholt. Als die Zwei auf dem Rückweg nach Boston waren, brannten das Haus und Marvin lichterloh.

Vier Tage später wurden die Überreste des Toten bei eisiger Kälte beigesetzt. Das unscheinbare Holzkreuz, das durch einen Grabstein ersetzt werden sollte, gab die Identität des Verstorbenen nicht preis. Es klärte die Friedhofsbesucher und Marvins leblose Nachbarn, die er sich zu Lebzeiten lebendig in seiner einsamen Wohngegend gewünscht hätte, nicht darüber auf, wie grausam er gestorben war. Es gab ebenso keinen Hinweis darauf, dass er brutal ermordet wurde. Marvin war tot. Seine vorletzten Gedanken hatten Roger Dovell sowie Venus und Merkur gegolten. Er hatte es ihnen gezeigt, er hatte sich nicht unterkriegen lassen und die Demütigung seiner Peiniger war es ihm wert zu sterben. Er hätte gerne weitergelebt und sein Dasein genossen, aber selbst ein Geständnis seinerseits wäre nicht imstande gewesen, ihn am Leben zu lassen. Er war bereits tot, als von Roger Dovell beschlossen wurde, Venus und Merkur zu ihm zu schicken. Niemals und nirgendwo hätte er ihnen auf Dauer entkommen können. Marvin hatte seinen Tod in Kauf genommen, um seinen Bruder zu schützen. Er war schon immer der Stärkere gewesen, hatte stets auf ihn aufgepasst und ihn beschützt, auch diesmal?

Sein Bruder hieß Sam, Sam Snyder.

Ω

Die Suche nach Marilyn ging an diesem Dienstag unverdrossen weiter. Sie blieb zum Leidwesen aller unauffindbar, und als die Nacht Boston zu verschlingen begann, gab Forrest innerlich die Hoffnung auf, dass die junge Frau noch am Leben war. Er erledigte den notwendigen Papierkram und hinterließ seinem Nachfolger, dem eigentlich zuständigen und bis zum nächsten Tag krankgeschriebenen Ermittler einen

Notizzettel mit den Informationen, die ihn beschäftigt hatten. Der Detektiv war unansprechbar und wollte, frustriert bis ins Mark, das Revier verlassen und nach Hause fahren. Entgegen seiner Absicht blieb er eine Stunde länger, was trotz guter Nachrichten seinen Frust nicht geschmälert hatte. Es waren der Pathologe Peter Brandon und der Morddezernatsleiter, Joshua Jason Calbott, die ohne Vorwarnung, vor ihm standen und ihn mit in das Lokal gegenüber zogen. Forrest war sich für einen Moment wie ein Verbrecher vorgekommen.

Irgendwelche Einwände und jeglicher Widerstand gegen die Einladung wurden von seinen Begleitern abgewiesen. Die Lokalität war brechend voll und sie hatten Glück, einen Platz an der Theke zu bekommen. Genau in dem Moment, als sie den Gastraum betraten, waren vier Gäste am Tresen beim Bezahlen. Die Männer zwängten sich aneinander vorbei und der Detektiv hatte die Ehre, zwischen dem Pathologen und seinem Vorgesetzten stehen zu dürfen. Die ansonsten verfügbaren Barhocker waren von anderen Kunden verschleppt worden. Forrest sah sich um und rechnete die Besucherzahl hoch. Er schätzte, dass sich mehr als einhundert Personen in dem Lokal befanden, und unter ihnen bemerkte er kein völlig fremdes Gesicht. Es waren alles Polizisten, einige, die er kannte, manche, an denen er ständig oder hin und wieder vorbeigelaufen war. Der Inhaber oder Pächter der Gastronomie konnte sich über die Anwesenheit der Cops nicht beschweren. Er hatte am sichersten Ort in Boston, vielleicht sogar den gesamten Vereinigten Staaten, ein Objekt, in das nur Verrückte eingestiegen wären. Der Umsatz war bombastisch und Ärger mit Gästen gab es genauso selten wie einen Flug zum Mond.

»Sie sehen drein, finsterer und kälter, als es das Wetter ist«, schob Peter dem Detektiv und dem Leiter des Morddezernats das Bier zu, das er ihnen spendiert hatte.

»Wie soll das Wetter werden?«, verstand Forrest wegen der Lautstärke in dem Lokal fast sein eigenes Wort nicht und die Frage falsch. Er sah von Peter zu seinem Vorgesetzten und dann wieder zu dem Pathologen und erntete deren Schmunzeln.

Peter wechselte das Thema. »Die Leiche aus dem Haus, das wegen eines Gaslecks am Sonntag explodiert ist, ich konnte sie identifizieren«, gab sich der Kollege nicht angeberisch, aber ein vernehmbarer Stolz schwang in seiner Stimme mit.

Waterspoon nickte anerkennend: »Respekt, und wer ist der Tote?«

»Lassen Sie sich das von Ihrem Chef erzählen, ich denke, nur dann werden Sie es glauben«, übergab Peter das Wort an Joshua.

Der Morddezernatsleiter, das hatte Forrest erst in diesem Moment bemerkt, wirkte ungewöhnlich zufrieden und fing wegen des Lärmpegels gezwungenermaßen lauter zu reden an. »Der Tote aus dem Haus ist definitiv identifiziert, obwohl er in Stücke gerissen wurde. Sogar die Wünschelrute hat es ihm weggerissen. Wir müssen der Wissenschaft dankbar sein, dass es die Forensik gibt.«

»Ja, schön und gut, ich bringe Peter morgen Blumen mit. Wer ist der Tote?« Forrest machte eine Geste, die eine Entschuldigung andeuten sollte, aber er hatte keine Lust auf den Lärm und schon gar nicht auf gute Laune.

»Rob Malloy«, posaunte Peter den Namen des Vaters von Devil aus.

Forrest sah in an und drehte sich unschlüssig Joshua Jason Calbott zu, der prompt mit dem Finger auf ihn zeigte. »So wie Sie habe ich auch zuerst dreingeschaut, der

Name hat mir zunächst so wie Ihnen nichts gesagt. Sie kommen nie drauf, wer Rob Malloy war.« Der Detektiv schwieg. Der Erwähnte war irgendwo in seiner Erinnerung vergraben, deswegen wartete er, bis er die endgültige Antwort bekommen hatte. »Sie werden es nicht fassen, ich habe es ebenfalls nicht geglaubt. Rob Malloy war ohne jeden Zweifel Buffalo Bill.«

Es war eine Botschaft, die Forrest zwar nicht aus den Schuhen hob, aber eine Nachricht, die er mit Wohlwollen aufnahm. Er hatte es mit Buffalo Bill nie zu tun gehabt und darüber war er nicht traurig. Rob Malloy alias Buffalo Bill hatte in den Staaten viele Jahre für Entsetzen und Panik gesorgt. Er galt als einer der Serientäter, die ihre Morde bei klarem Verstand mit äußerster Brutalität verübt hatten. Bei seinen Taten ging er wie ein Trapper im Wilden Westen vor, der scheinbar von Indianern großgezogen worden war: Grundsätzlich wurden seine Opfer von ihm skalpiert. Die toten Männer bemalte er, als ob sie auf dem Kriegspfad wären. In einigen Fällen wurden sie zudem geteert und gefedert. Warum er manchmal von seinen tödlichen Gewohnheiten abgewichen war, konnte nie ermittelt werden. Die Frauen hatte Buffalo Bill ausgeweidet und ihre ausgehöhlten Körper ließ er stets an öffentlichen Plätzen wie ein Ausstellungsstück in einem Museum zurück. Entweder, sie waren an einem Straßenschild wie an einen Marterpfahl festgebunden oder lagen mitten auf einer Kreuzung. Obwohl er dabei das Risiko eingegangen war, gesehen und identifiziert zu werden, wurde er nie gefasst. Jahrelang trieb Rob Malloy dieses perfide Spiel und führte die Behörden an der Nase herum. In jedem Bundesstaat hatte er gemordet und ließ den Ermittlern mindestens zwei Leichen mit dem Schriftzug des zu einer Ikone aufgestiegenen Westernhelden zurück. Die einzige Ausnahme bildete Hawaii. Dort war Buffalo Bill nie gewesen. Jährlich bereiste Rob Malloy drei bis fünf Staaten, und obwohl die Behörden eng miteinander kooperiert hatten, wurde keine Spur zu ihm gefunden. Im fünfzehnten Jahr seines grausamen Schaffens war etwas geschehen. Zu diesem Zeitpunkt befand sich Rob Malloy in Florida.

Zwei Leichen wurden entdeckt, die ohne jeden Zweifel auf sein Konto gegangen waren. Die Toten waren ein Mann und eine Frau, die nichts verbunden und weit entfernt voneinander gewohnt hatten. Trotzdem, Buffalo Bill hatte seinen Schriftzug hinterlassen und die Mordopfer wiesen völlig identische Verletzungen auf. Genau dieselben wie die Toten in den anderen Bundesstaaten vor ihnen. Zudem konnte davon ausgegangen werden, dass Buffalo Bill nach wie vor die gleichen Waffen zu benutzen schien, die er bei seinem ersten Mord verwendet hatte. Dazu gehörten verschiedene Messer, ein Tomahawk, die Seile und die Pfeile sowie der zugehörige Bogen, mit denen er seine zufällig ausgewählten Opfer entweder in seine Gewalt gebracht oder sofort getötet hatte. Plötzlich waren die Morde zu Ende. Die in Florida begangenen Tötungsdelikte geschahen in der ersten Jahreshälfte. Danach war mit dem Töten aus unerklärlichen Gründen Schluss. Mehrheitlich wurde angenommen, dass Rob Malloy durch einen Unfall oder eine Krankheit dauerhaft außer Gefecht gesetzt worden war. Es gab Beamte, die damals gewettet hatten, dass der Mörder selbst tot sei. Alle, die diese Meinung vertraten, hätten ihren Wetteinsatz verloren. Das war zu einer Zeit geschehen, in der Forrest noch gar nicht wusste, dass er eines Tages ein Polizist sein würde. Er kannte den Fall dennoch. Er wurde auf den Polizeischulen

bezüglich Fahndung und Umgang mit Serientätern häufig als Lehrstoff verwendet. Diese Unterrichtsstunden hatte er nie vergessen und sie wurden während seiner Laufbahn in einzelnen Bereichen und bei gewissen Methoden für ihn ein wertvoller Begleiter. Forrest gab eine Runde Bier aus, trank ein drittes, das sein Vorgesetzter bezahlt hatte, und verabschiedete sich danach. Sein Frust war nicht endgültig verraucht. Das Bier hatte die gefühlte Enttäuschung vor dem drohenden Untergang bewahrt. Die befand sich nun nicht auf dem Grund der Seele, sondern zwischen den Gefühlssträngen in Seenot. Er fuhr somit mit einer Laune nach Hause, die für seine Frau, Betty, gerade noch erträglich war. Die Stunden, in denen Forrest den Lehrstoff über Serientäter benötigen würde, rückten immer näher.

Ω

Molly glaubte nicht mehr daran, dass Sam Snyder sich an diesem Tag melden würde. Es war inzwischen acht Uhr abends, das Telefon war still geblieben. Sie hatte Adam versprochen, ihn umgehend zu informieren, wenn sie Sam am Apparat hatte. Die Zeit verging und der Anruf ließ auf sich warten. Es verstrichen fünf weitere Minuten. Schließlich betrat ihr Verlobter zum zweiten Mal an diesem Tag ihr Büro, was trotz der gemeinsamen Zukunftspläne selten geschah, und bat sie, ihn nach Hause zu begleiten. »Hast du deinen Freund erreicht?«, kannte Molly die Antwort auf ihre Frage, aber sie stellte sie dennoch, um Zeit zu gewinnen. Sie blickte das Telefon auf ihrem Schreibtisch an, als ob sie mit ihren Gedanken den Apparat dazu bewegen könnte, zu läuten.

»Nein, er ist auf seinem Privathandy nicht erreichbar. Ich habe es mehrfach versucht, leider umsonst.« Adam sah auf seine Armbanduhr. Er hatte Mollys Absicht durchschaut. »Hör zu, wenn du noch warten willst, dann machen wir es, aber nur, wenn wir ein Abkommen schließen.«

»Welches?«

Adam sah Molly die Enttäuschung des Tages und des vergeblichen Wartens an und fügte der Vereinbarung eine zusätzliche Stunde hinzu. »Bis zehn Uhr, keine Minute länger.«

Dafür erntete er ein dankbares Lächeln und ihr Einverständnis. Es wurde immer später und trotz der zeitlichen Vorgabe elf Uhr abends. Der Apparat schwieg beharrlich. »Wie wirkte er auf dich am Telefon und wie beurteilst du sein Verhalten im Eingangsbereich vor, während und nach dem Anruf?«, fragte er Molly zwischendurch.

»Er erschien mir wesentlich ruhiger als in der Empfangshalle. Außerdem hatte ich den Eindruck, dass ihm die genannte Summe von einer Million schwer über die Lippen kam. Irgendwie schien ihm die Situation peinlich zu sein.«

Molly begab sich in Gedanken in den Videoraum und sah die Bilder, die Sam Snyder und den Teenager gezeigt hatten, vor ihren Augen ablaufen. »Im Empfangsbereich gab er sich gefasster, aber trotzdem, er wirkte nervös. Es hatte den Anschein, als ob er ängstlich wäre.«

Adam nickte bestätigend. »Ich habe mir die Videos angesehen. Ja, den Eindruck hatte ich auch. Natürlich kann ich nicht nach so vielen Jahren ohne Kontakt und nach einigen Gesprächen ein Zeugnis über Sam ausstellen, aber im Gegensatz zu mir war

er ein Musterschüler und Gentleman. Er war, soweit ich mich erinnern kann, stets korrekt, wenn du so willst, ein Vorzeigestudent. Ich glaube, dass der Anruf seiner derzeitigen Situation geschuldet ist, er in Schwierigkeiten steckt und deswegen deutlich mehr Geld braucht, als ihm zur Verfügung steht.« Zehn Minuten vor der zeitlichen Frist erhob sich Molly, begab sich zu dem kleinen Partykühlschrank in ihrem Büro und stellte aus taktischen Gründen ihrem Verlobten ein Bier vor die Nase. »Seit wann befindet sich in deinem Rohkostgerät Alkohol?«, wunderte sich der ehemalige Kameramann. Er wusste, dass Molly den Kühlschrank ausschließlich für die Aufbewahrung von frischen vegetarischen Lebensmitteln zu benutzen pflegte.

Für Molly war Adam ein offenes Buch. Sie war sich sicher, dass er sie nach der ersten Flasche Bier um ein zweites bitten würde. Dem Motto, dass ein Mann auf einem Bein nicht stehen kann, traf auf den ehemaligen Kameramann zu, wie kaum sonst auf jemanden. Diesmal war es ihr recht, die Trinkfreude ihres Verlobten verlängerte die vereinbarte Wartezeit auf den Anruf in ihrem Büro. »Mein Liebster, du hast mir den Verstand geraubt. Während deiner Abwesenheit habe ich so oft an dich gedacht und deswegen wurden ein paar Flaschen in den Kühlschrank gestellt«, sagte sie sarkastisch und wurde sofort wieder ernst. »Angenommen, du hast recht und er hat Probleme, dann sind sie angesichts des Betrages gewaltig.«

»Was eben nicht zu Sam passt. Darüber mache ich mir den ganzen Tag Gedanken. Ich frage mich, in welchen Schlamassel er geraten ist.«

»Wie lässt sich die Liste ihm zuordnen?«, fragte Molly und sah ihren Verlobten fragend an.

Adam schüttelte unwissend den Kopf. »Gar nicht. Er hat mit der Medizin nichts zu tun und am Hut. Wenn er früher einen Tropfen Blut sah, ist er wie ein gefälltter Baum umgefallen. Du willst mir nicht erzählen, dass du nicht über ihn recherchiert hast, seitdem du seinen Namen von mir erfahren hast.«

Molly mochte es nicht, durchschaut zu werden. So, wie sie Adam kannte, genauso verhielt es sich umgekehrt. Manchmal kam es ihr vor, als ob er imstande wäre ihre Gedanken zu lesen, und das verunsicherte sie zuweilen. Beruflich war es ihr egal, aber privat hatte sich ihr Verlobter auf ihr Wesen und ihre Eigenarten dermaßen eingestellt, dass er ihr geradezu unheimlich wurde. Sie lehnte sich zurück und streckte sich. Dann sah sie ihn an, den Mann, von dem sie nie geglaubt hätte, dass er ihr Herz erobern könnte. »Tja, Adam, das ist ein Problem, dein Freund ist ein Rätsel.«

»Wie meinst du das?«

»Du bist viel unterwegs, hast du während der Reisen nie versucht, mehr über Sam zu erfahren?«

Adam schüttelte den Kopf. »Wozu? Ich war felsenfest davon überzeugt, dass wir uns treffen, und konnte nicht ahnen, dass es bis heute nicht dazu gekommen ist. Wenn es geschehen wäre, hätte ich lieber persönlich gehört, wie es ihm in all den Jahren ergangen ist und was er treibt«, sagt er, klang jedoch nicht überzeugt von seinen Worten.

»Gut, dass du ein Kameramann und kein Journalist geworden bist. Fakt ist, dass Sam nicht existiert. Ich finde nichts über ihn, nirgendwo«, erwiderte Molly.

»Ist nicht dein Ernst?«

»Ich habe keine Silbe zu einem Sam Snyder gefunden und das lässt mehrere unschöne Vermutungen zu. Entweder, du täuschst dich in ihm als Person oder der ehemalige und wieder auf der Bildfläche vorhandene Freund ist nicht jener, der er vorgibt zu sein. Kann es sein, dass du ihn verwechselst und der Anrufer gar nicht Sam Snyder ist?«

»Unmöglich!«

»Okay, dann ist er entweder ein untergetauchter Ganove oder er ist bei der CIA, wobei beides auf dasselbe hinausläuft.«

Adam wurde mulmig zumute. Molly hatte ihm ihren journalistischen Riecher öfter bewiesen und bei einer dieser Gelegenheiten waren sie sogar in Lebensgefahr geraten. »Ist das nicht zu weit hergeholt? Ich meine für seine Unauffindbarkeit im Netz kann es tausend Gründe geben.«

Bevor die Journalistin antwortete, brachte sie Adam eine zweite Flasche Bier, obwohl er die erste noch nicht völlig leer getrunken hatte. »Stimmt schon, aber es sind Motive, von denen uns keines gefallen wird«, sagte sie, nachdem sie wieder in dem für jeden anderen eher hässlichen Bürostuhl saß. Der Stuhl stellte ihr Lieblingsmöbelstück in dem Raum dar, sie hatte ihn deswegen mit verschiedenen farbigen Stofffetzen bezogen.

»Übertreibst du nicht?«, erwiderte Adam und trank die Bierflasche leer.

Die Journalistin zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, was ich von all dem halten soll. Ehrlich, nichts davon gefällt mir.« Molly deutete auf die Liste mit den sechzig Namen, die nach wie vor auf dem Schreibtisch lag. Sie waren für sie unbekannte Codes, die darauf zu warten schienen, entschlüsselt zu werden. Sie tippte auf das Blatt. »Du hattest recht, bei den restlichen zehn Nachnamen hat es sich ausschließlich um Apotheker gehandelt. Was bitte, will Sam Snyder uns mit den Namen sagen?«

Jetzt zuckte Adam ahnungslos mit der Schulter. »Ich weiß es beim besten Willen nicht«, sah er erneut auf seine Armbanduhr und griff nach der vollen Flasche. »Es ist gleich halb elf, ich denke, wir warten umsonst.« Kaum hatte er ausgesprochen, läutete das Telefon. »Lass mich mit ihm reden«, legte er die Hand auf den Hörer. Molly war einverstanden und Adam meldete sich nicht mit dem Namen, als er den Telefonhörer abhob und im gleichen Moment den Lautsprecher einschaltete, sondern fragte: »Sam? Sam, bist du es?«

Der Senderinhaber vernahm die fragende und zugleich feststellende Stimme seines Freundes, die hysterisch sagte: »Sie haben Marvin getötet, die Hurensöhne haben meinen Bruder umgebracht!«

»Sam, wo bist du?« Auf der anderen Schreibtischseite rief Molly mit dem Computer die News der Nachrichtenredaktion des Senders auf. Sofort fiel ihr eine der aktuellen Schlagzeilen auf und mit dem Zeigefinger deutete sie Adam an, sich die Meldung anzusehen. Mit dem Hörer in der Hand umkurvte er den Schreibtisch und wiederholte dabei die Frage an den Anrufer. »Sam, wo steckst du, verdammt nochmal?«

»Marvin hat alles vorbereitet und geplant, aber es ist schiefgegangen. Er hat gesagt, dass ich euch die Liste geben soll, wenn er sich bei mir meldet. Mein Bruder hat

angerufen und das bedeutet, dass er ahnte oder wusste, dass er sterben wird. Verstehst du? Ich melde mich«, beendete der Anrufer die Verbindung.

Ratlos sah Adam den Hörer an, legte ihn auf die Gabel des uralten Telefons und widmete sich dem Artikel, den Molly mit einem Klick geöffnet hatte. Es war eine Meldung, die von einem Kollegen geschrieben und die inzwischen mehrfach in den aktuellen News gesendet worden war. Sie lautete: *Grausiger Fund nach Hausbrand! In einem völlig abgebrannten Gebäude an der Eliot Street wurde die Leiche eines Mannes, vermutlich des Hausbewohners, nach den Löscharbeiten der Feuerwehr gefunden. Ob es sich bei dem Feuer um einen technischen Defekt oder Brandstiftung handelt, lässt sich zum derzeitigen Zeitpunkt nicht sagen. Einem uns bekannten Brandexperten zufolge, scheint es sich jedoch bei dem Brand um den Versuch zu handeln, ein Kapitalverbrechen vertuschen zu wollen.*

Adam ließ Molly etwas Zeit, um einige Recherchen tätigen zu können. Sie fand die genaue Adresse des Brandortes heraus und konnte innerhalb weniger Sekunden in Erfahrung bringen, wem das Haus gehört hatte: Marvin Snyder!

»Ich hoffe, dass sich Sam in den kommenden Stunden bei uns meldet. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass wir die Einzigen sind, die ihm aus der Patsche helfen könnten«, schloss Adam den Abend mit einem Wunsch ab, der ihm nicht erfüllt wurde.

Ω

Davor, dazwischen, zeitgleich und bis nach Mitternacht drohte Sam, in Panik zu verfallen. Bis vor vier Wochen war sein Leben in Ordnung. Er war Vater, ein glücklicher Ehemann und durch seinen Beruf wurde er positiv ausgefüllt. In seinem Arbeitsumfeld war er anerkannt und in der Firma hatte er den Ruf eines Spezialisten. In seiner privaten Umgebung wurde er geschätzt und als herzlich und großzügig beschrieben. Plötzlich war alles aus den Fugen geraten. Wegen seiner Frau hatte Sam keinen Kontakt zu seinen Eltern und seinem Bruder. Ständig hatten sie über Mandy gelästert und ihm die Beziehung auszureden versucht. Er hatte sich geweigert, war standhaft geblieben und das führte zu einem Bruch mit seinen Blutsverwandten. Sam hatte eine schöne Kindheit und Jugend erleben dürfen. Er hatte einen älteren Bruder, der ihn beschützt hatte, und die Mutter war trotz ihrer konservativen Einstellung liebevoll und aufgeschlossen. Ihm hatte es an nichts gefehlt, obwohl ihr Zuhause einer Börse ähnlich war.

Finanziell ging es regelmäßig auf und ab. Im Land der unzähligen Träume und der unbegrenzten Möglichkeiten konnte ein unerwarteter Wohlstand ebenso eintreten wie der soziale Absturz. Das beste Beispiel dafür war Sams Vater. Bill Snyder war gelernter Automechaniker. Den Beruf hatte er in einer kleinen Werkstatt erlernt und mit diesen Voraussetzungen hatte er sich freiwillig zum Militär gemeldet. Unbedingt wollte er an Flugzeugen herumschrauben und wurde angenommen. Der Familie Snyder ging es einigermaßen gut. Bill war der Einzige, der unzufrieden war. Er hatte zu wenig verdient, um seiner Frau und den Kindern mehr bieten zu können. Es folgten einige Monate, die überwiegend durch Entbehrungen geprägt wurden, bis sein Talent durch einen Zufall entdeckt und er umgehend versetzt wurde. Aus Spaß hatte Sams Vater an einem Schützentraining teilgenommen und es gewonnen. Als einziger Teilnehmer

hatte er alle Schüsse in die Mitte der Zielscheibe gebracht und damit für Aufsehen gesorgt. Niemand konnte sich daran erinnern, dass so etwas jemals jemandem gelungen war. Bill wurde in eine Scharfschützenkompanie abkommandiert und verließ das Militär mit Auszeichnungen, die in dieser Masse und Art selten verliehen wurden. Schließlich fing er bei einer Sicherheitsfirma zu arbeiten an, stieg in der Kompetenz schnell auf und wurde zu einem Sprecher der Belegschaft. Unter anderem hatte er für bessere Arbeitsbedingungen und höhere Gehälter gesorgt. Mit der Forderung nach einer Firmenrente hatte sich Bill zu weit aus dem Fenster gelehnt und wurde vom Vorstand des riesigen Unternehmens abgesägt. Dabei war es nicht immer mit rechten Dingen zugegangen, aber wen interessierte schon ein Einzelschicksal.

Danach ging es allerdings nicht bergab, sondern steil bergauf und sein Sohn Sam hatte daraus gelernt. Wenn ihm etwas an seinem Vater in dieser Zeit imponiert hatte, dann war es dessen Kämpfernatur. Er gab nie auf und von diesem Gen hatte Bill Snyder den überwiegenden Zellenanteil nicht ihm vererbt, stattdessen seinem Bruder. Der Bruch innerhalb der Familie war da und konnte nicht gekittet werden. Marvin wäre es im Grunde genommen egal gewesen, mit wem und wie lange Sam zusammengelebt hätte. Die Mutter hatte bei ihm geschafft, was ihr bei Sam nicht gelungen war. Sie hatte ihn bekehrt und die Beziehung an die Wand seines Gehirnes, als einen Pakt gemalt, der sein Wohlbefinden und seine Charakterfestigkeit zwangsläufig zum Einsturz gebracht hatte. Je länger in der Folge die Verbindung zwischen Sam und Mandy hielt, umso mehr bereute Marvin, dass er seinem Bruder in den Rücken gefallen war. Er bedauerte es sehr, dass sie keinen Kontakt zueinander hatten. Sam erging es nicht anders, aber wie sein Bruder war er zu stolz, um nachzugeben. Er hätte es getan, wenn er gewusst hätte, dass Marvin seine Ansicht bezüglich Mandy längst geändert hatte. Umgekehrt waren dem Älteren die Hände gebunden. Er, der einen sozialen Stand oberhalb der Mittelschicht und weit unterhalb der oberen zehntausend einnahm, hatte sich auf etwas eingelassen, das ihn daran gehindert hatte, den Kontakt zu seinem Bruder aufleben zu lassen. Marvin hatte sich zu einem Fuß-Abstreifer von Roger Dovell hochgearbeitet, und als er es erkannt hatte, war es zu spät, um diesen Status zu ändern. Er begann aufzubegehren, zunächst leise, dann lauter, aber er musste gegen seinen Willen einsehen, dass er auf einem verlorenen Posten stand. Er hatte sich zu einer Marionette degradieren lassen.

Das Gen seines Vaters, eine Kämpfernatur zu sein, widersetzte sich dieser unfreiwillig eingenommenen Position mit einer Ausnahme: Keinesfalls wollte Marvin seinen Bruder, seine Schwägerin und seine zwei Neffen sowie seine Nichte in Gefahr bringen. Sein Widerstand und seine Erkenntnisse trieben ihn in eine ausweglose Situation, die Marvin dazu gezwungen hatte, Sam zu kontaktieren. Das war vor ungefähr vier Wochen. Bis dahin war Sams Leben sogar besser abgelaufen, als er es sich erträumt hatte. Dafür hatte er hart gearbeitet, aber bevor er in diesen Lebensabschnitt eintreten konnte, musste er sich die Qualifikationen für seine Tätigkeit aneignen.

In jenen Tagen wusste Sam lange Zeit nicht, was er später einmal werden wollte. Drei Berufe hatten es ihm angetan, aber einen von ihnen ausüben zu können, das lag unerreichbar fern. Sein favorisierter Traumberuf war Astronaut. Seine eher zierliche

körperliche Konstitution im achtzehnten Lebensjahr ließ diesen Traum wie ein Märchen aus tausendundeiner Nacht erscheinen. Zu seiner Enttäuschung traf dieser Nachteil auch auf seinen alternativen Berufswunsch zu. Wenn schon nicht Kosmonaut, dann zumindest Pilot, daraus wurde ebenso nichts. Sam begann zu studieren, ohne zunächst ein Ziel zu haben, und vielleicht war es seine Bestimmung, um seinen Weg im privaten und beruflichen Leben zu finden.

Die neunziger Jahre waren eine wilde Zeit und sie beinhalteten entscheidende Lebensmomente für Sam. Zu Beginn bis weit in die zweite Hälfte dieses Jahrzehnts waren er und Adam mindestens so energiegeladen, wie es die ganze Welt zu sein schien. Die Musik von Michael Jackson eroberte die Ohren und Tanzflächen, das Handy ermöglichte eine revolutionäre Art der Kommunikation und der Heimcomputer hatte die weltlichen und gedanklichen Grenzen aufgehoben. Binnen eines Jahrzehnts war die Welt eine andere geworden und ebenso rasant veränderten sich die Freunde. Adam zog es in das Reich der Filmindustrie, und dass er eine Begabung für die Erschaffung von opulenten Bildern hatte, hatte er mehrfach mit einer Videokamera unter Beweis gestellt. Er ließ sich von nichts und niemandem bremsen und war nach einigen Umwegen in Hollywood gelandet. Ihr Kontakt riss bald danach ab, aber Sam litt in jenen Tagen nicht besonders darunter. Stattdessen war er froh seine künftige Frau, Mandy, kennengelernt zu haben. Während das Millennium näher rückte, kamen sich Sam und Mandy ebenfalls näher, was zur Folge hatte, dass sie bereits im alten Jahrtausend zum ersten Mal Eltern wurden. Die Freude war groß, hatte allerdings auf Sam bald eine ernüchternde und beeinträchtigende Wirkung.

Seine Zukunftspläne wurden durch die Vaterschaft negativ beeinflusst. Genau in diesen Tagen wusste er nicht, was er für einen Beruf erlernen wollte, und somit war er sich auch nicht darüber klar, welches Studienfach er anstreben und belegen sollte. Ihr Glück war, dass Mandy einen Beruf hatte und zumindest so verdiente, dass sie sich ohne zusätzliche Gelegenheitsjobs über Wasser halten konnten. Mandy war Dozentin an der Uni von Sam und zehn Jahre älter, aber der Liebe war das egal. Den frischgebackenen Eltern ebenso. Der eigentlich unerhebliche Altersunterschied hatte ihr Dasein und damit ihren Stand in der Öffentlichkeit keineswegs vereinfacht. Mandy hatte Physik, Chemie und Biologie studiert, dafür viele Semester aufgebracht und deswegen lehrte sie noch nicht lange an der Uni, was auf ihrer Gehaltsliste ersichtlich wurde. Während ihres Schwangerschaftsurlaubs, den sie so kurz wie möglich gestalten wollte, hatte sich für Sam eine berufliche Perspektive offenbart.

Er und seine Lebensgefährtin, sie wohnten inzwischen zusammen, wobei Sam zu Mandy gezogen war, hatten zahlreiche Gespräche geführt. Manchmal waren es Unterhaltungen, die sich über Stunden hinweggezogen. Sam hatte keine Lust auf einen gewöhnlichen Beruf, auf einen, der von jedem mittelmäßigen Schulabgänger ausgeübt werden konnte. Er war begierig darauf, etwas Außergewöhnliches zu tun, etwas, was im Stande war, ihn jeden Tag neu herauszufordern und zu begeistern. Außerdem lag es ihm am Herzen, in einer Branche tätig zu sein, die für die gesamte Gesellschaft notwendig und nützlich war. Während die Zukunft von Sam immer mehr an Kontur gewann, wurde die von Mandy befruchtet. Allerdings anders, als sie es gerngehabt hätte. Sie wurde an einem dieser dialogreichen Abende erneut schwanger

und brachte ihren zweiten gesunden Jungen zur Welt. Es war eben nicht alles Gold, was glänzte. Sam überwarf sich wegen seines Einzugs bei Mandy mit seiner Familie. Seine Mutter und sein Bruder, Marvin, hatten ihn stets bekehren und dazu verleiten versucht, seine Vaterpflichten zu erfüllen. Im gleichen Atemzug hatten sie von ihm gefordert, die Beziehung mit Mandy sofort zu beenden. Immer wieder wiesen sie ihn auf den Altersunterschied hin, redeten ihm die Vaterschaft als eine Jugendsünde ein und waren davon überzeugt, dass die Verbindung zwischen ihm und ihr keine Zukunft besaß. Für die Familie war sie nichts anderes als ein vorübergehender Lebensabschnitt. Sam weigerte sich, widersprach vehement und war nicht gewillt, zu erfüllen, was seine Familienangehörigen eingefordert hatten. Daraufhin wurde ihm jegliche Unterstützung vom Elternhaus entzogen.

Durch die Geburt des zweiten Sohnes wurde Mandys berufliche Rückkehr unmöglich. Sam warf sich voll in sein Studium und nahm zudem Gelegenheits- und Aushilfsjobs an, um eine finanzielle Schieflage zu vermeiden. Für seine Loyalität gegenüber seiner Lebensgefährtin und den gemeinsamen Kindern wurde Sam schließlich vom Glück belohnt. Er lernte Leute kennen, die ihn auf seinem Weg zu unterstützen bereit waren. Durch diese Förderung wurde es ihm möglich, die persönliche Ziellinie zu überqueren. Sam wurde Pharmaforscher und übte somit einen Beruf aus, der ihm das bot, wovon er geträumt und was er sich gewünscht hatte. Er hatte einen Job, der täglich eine Herausforderung war. Er stieg zu einem Fachmann in der Branche auf, hielt gelegentlich Vorträge über die Analyse- und Synthesetechnik. Mittendrin fing er an, sich in seiner Freizeit, unterstützt von Mandy, mit der Erforschung neuer Entwicklungsmethoden für Medikamente zu beschäftigen. Er war einer der Fachkräfte, die darauf hinwiesen, dass sich das amerikanische Gesundheitssystem auf einem schmalen Grat bewegen würde. Wie seine Kollegen war er überzeugt, dass bei einer Epidemie oder Pandemie dem gesamten System ein Kollaps bevorstand. Manchmal wurde ihm hier und da ein offenes Ohr geschenkt, aber seine Warnungen erhielten nicht die Aufmerksamkeit, die er für nötig hielt und sich gewünscht hätte. Das war die eine Welt, in der er lebte.

Die andere war die mit seiner Familie, also Mandy und den gemeinsamen zwei Kindern. Zu seinen Eltern und zu seinem Bruder Marvin hatte Sam in all den Jahren überhaupt keinen Kontakt. Irgendwann erfuhr er, dass seine Angehörigen aus der Stadt in eine ländliche Gegend gezogen waren. Er hatte keine Ahnung davon, dass es sich bei dem neuen Wohnort um eine Entfernung von nicht einmal dreißig Kilometern gehandelt hatte. Von seinem Bruder hatte er nichts gehört und das bedauerte er. Marvin war der Ältere und eindeutig Stärkere und hatte ihm oft aus der Klemme geholfen. Egal ob zu Hause oder in der Schule, er war stets für ihn da. Dadurch wurden entweder eine Tracht Prügel vom Vater oder Schläge von idiotischen Mitschülern verhindert. Das Glück war endgültig perfekt und nicht imstande größer zu werden, als Mandy erneut schwanger wurde. Längst war Sam nicht mehr gezwungen, nebenbei zu arbeiten. Sein Gehalt gestattete es ihnen, ein unbeschwertes Leben zu führen. Vor der Geburt ihrer Tochter Susan heirateten Sam und Mandy und aus Zorn auf seine Familie sowie aus Liebe zu ihr nahm er den Familiennamen seiner Frau an. Seit acht Jahren hieß er nicht mehr Snyder, sondern Sam Ridge. Adam hatte

trotz des wiedergewonnenen Kontaktes den Nachteil, seinen Freund nur als Sam Snyder zu kennen.

Der Anruf seines Bruders hatte Sam positiv überrascht, obwohl er durch diesen zugleich irritiert worden war. Er kannte Marvin von jeher als den Stärkeren und den, der über alles die Kontrolle besaß. Bereits an seiner Stimme hatte er bemerkt, dass irgendetwas nicht in Ordnung war. Offenbar hatte sein Bruder das Zepter aus der Hand gegeben, mit dem von ihm die eigene Umwelt dirigiert worden war. Besorgt hatte er sich nach seinen Eltern erkundigt, aber sein Blutsverwandter wollte nicht am Telefon mit ihm sprechen, sondern ihn persönlich treffen, und zwar unverzüglich. Sam hatte eingewilligt. Sie trafen sich eine Stunde später, sprachen zum ersten Mal seit Jahren miteinander und das Gespräch verlief in eine Richtung, die Sam nicht gefallen hatte. Schon nach wenigen Sätzen hatte er erkannt, dass Marvin unter großem Druck stand. Es war eine außergewöhnliche Situation für beide. Dermaßen nervös und besorgt hatte Sam ihn nie erlebt. Was er zu hören bekam, hatte die desaströse Verfassung Marvins erklärt. Sam versprach ihm zu helfen. Allerdings hatte er nicht vor, ins offene Messer zu laufen, sondern erschuf einen Zeitplan, der von seinem Bruder zähneknirschend akzeptiert wurde. Der zeitliche Faktor war der Anlass, der den Älteren einen Plan austüfteln ließ, eine Mission, die ihn zum Schluss das Leben gekostet hatte.

Zusammen wurde von den Beiden ein Einbruch in Marvins Haus vorgetäuscht und Sam nahm die Unterlagen aus dem Tresor an sich. Er hatte seinem Bruder geschworen, die von ihm erhaltenen Anweisungen zu befolgen und zu keinem Punkt von dem abgesprochenen Vorgehen abzuweichen. Aus Sicherheitsgründen wurde ein Code vereinbart, der aus einem Lebenszeichen bestand. Er sah vor, dass sich Marvin alle zwölf Stunden bei Sam zu melden hatte. Die Absprache wurde über Tage hinweg eingehalten. Sam hatte für den Fall, nichts von ihm zu hören, strikte Order. Mehrfach hatte er sie wiederholt und sein Ehrenwort gegeben, die Vereinbarung einzuhalten. Er war es Marvin schuldig, sich an die Verabredungen zu halten, obwohl sie ihm wegen der Risiken und Gefahren sie zuwider waren. Der Vorschlag, die Behörden einzuschalten hatte der Ältere vehement abgelehnt. Sam hatte eingesehen, dass Marvin im Recht war. Das Einschalten der Polizei hätte den unweigerlichen Tod ihrer spurlos verschwundenen Eltern bedeutet. Wie vereinbart hatte sein Bruder alle zwölf Stunden ein Lebenszeichen von sich gegeben. Die Enttarnung eines ungeheuerlichen Komplotts schien nach Plan zu laufen. Der letzte Anruf des Älteren war einer, den Sam nie für möglich gehalten hätte. Marvin hatte am frühen Morgen angerufen und ihn angewiesen, mit sofortiger Wirkung so vorzugehen, als ob kein Lebenszeichen von ihm erfolgt wäre. Sam hatte geschockt reagiert. Das Telefonat mit seinem Bruder war zugleich ein Abschied für immer. Niemals war er davon ausgegangen, dass es so kommen würde. Es war der letzte Kontakt in ihrem Leben untereinander. Aus diesem Grund hatte er die Journalistin Molly Waterspoon kontaktiert.

Es war ein Schachzug des abgemachten Vorgehens und wegen dieses Anlasses hatte er seine Frau und Kinder in Sicherheit gebracht.

Später hatte er aus einem Internetcafé AM-News angerufen, und kurz bevor er Adams Stimme vernahm, wurde im Fernseher über den Brand im Haus seines Bruders

berichtet. Er war nicht fähig, mehr zu sagen als das, was er zu ihm gesagt hatte. Inzwischen war er unfähig, sich an die ausgesprochenen Worte zu erinnern. Sam Ridge, der mit dem Familiennamen Snyder zur Welt gekommen war, hatte sich nie zuvor dermaßen hundeelend gefühlt. Er hatte die Anweisungen seines Bruders, wusste somit, wie er vorzugehen hatte.

Er war nicht so stark wie der Ältere und er hatte keinen Beschützer mehr, den er nach Mitternacht so dringend gebraucht hätte. Sam benötigte frische Luft, wollte einen klaren Kopf bekommen und überlegen, wie die Direktiven von Marvin am besten umzusetzen waren. Er ließ deswegen den Wagen stehen und ging spazieren. Er wusste, dass seine Frau und Kinder in Sicherheit waren. Auf Anweisung seines Bruders und nachdem, was geschehen war, hatte er sie an einem Ort versteckt, von dem er ausging, dass niemand dort nach ihnen suchen würde. Er hätte nicht an die frische Luft gehen sollen.

Sam Ridge traf während des Spaziergangs auf Baby und diese Begegnung hatte für ihn tödliche Folgen. Damit nahm er die Probleme seines Bruders und die von ihm erhaltenen und nun unerfüllten Aufgaben mit ins Jenseits. Die Ermittlungen von Forrest wurden dadurch erheblich durcheinandergewirbelt und erschwert.

3. Kapitel

Mittwoch

Als sich Forrest aus dem Bett gequält hatte, bemerkte er, wie leichtfertig er mit seiner Gesundheit in den letzten Monaten umgegangen war. Er spürte jeden einzelnen Meter in seinen Gliedern, den er in den letzten zwei Tagen zu Fuß zurückgelegt hatte. Es war kein richtiger Muskelkater, aber in gewissen Bereichen seiner Unter- und Oberschenkel, ebenso in seinem Rücken, verspürte er ein Ziehen. Eines, das ihm verdeutlicht hatte, mehr Sport oder zumindest ausreichend Bewegung betreiben zu müssen. Es war eine Erkenntnis, die ihm am frühen Morgen weitaus weniger gefiel, als es im Lauf des Tages der Fall gewesen wäre. Betty schlief noch, deswegen verließ er das Schlafzimmer auf Zehenspitzen. Er hatte vor, einen Kaffee in der Küche zu trinken, allerdings wurden ihm Grenzen aufgezeigt. Zuerst fand er die Kaffeedose nicht und hatte sich vergeblich nach Kaffeefiltern umgesehen. Er war bereit, aufzugeben und auf das gewohnte Morgengetränk zu verzichten, doch der Ehrgeiz ließ ihn die Kaffeemaschinenfunktionen betrachten. Verärgert hatte er erkannt, dass für den Apparat keine Filter notwendig waren und mit dementsprechender Laune, hatte er das Haus verlassen. Auf dem Weg ins Präsidium hatte er einen Halt eingelegt und in einem Stehcafé das Versäumnis von zu Hause nachgeholt. Obwohl er nicht wusste warum, berührte ihn das Schicksal von Marilyn, und zugleich fragte er sich, ob sie noch am Leben war. Wenn nicht, wo befand sich ihre Leiche? Er vertrieb die Gedanken aus seinem Kopf. Sie hatten in dem Lokal nichts zu suchen. Bei der zweiten Tasse Kaffee fiel ihm auf, dass er tatsächlich Bettys Rat umzusetzen versucht und sich bemüht hatte. Von ihr wurde ihm der Tipp gegeben, dem Beruf keinen Platz in seiner Freizeit einzuräumen.

Der Ratschlag war zugleich eine Warnung. Seine Frau hatte es satt, ihn ständig daran zu erinnern, dass es auch noch etwas anderes gab als Morde. Nicht immer gelang es. Vor allem dann nicht, wenn ein Fall und die Ermittlungen den gewünschten Erfolg vermissen ließen. Hatte es sich so gestaltet, gab es ihm keine Ruhe, dass ein Täter frei herumlief und jederzeit zu einer Gefahr für die Allgemeinheit werden konnte. Ein Tötungsdelikt musste nicht zwangsläufig zu weiteren Morden durch die gleiche Person führen. Äußerst selten traf dies zu, aber widrige Umstände hätten zusätzliche Kapitalverbrechen durchaus zugelassen. Ein zufälliger Zeuge, eine unbeabsichtigte Begegnung, ein dummer Zufall konnten einen Menschen, der einem anderen das Leben genommen hatte, in die Enge treiben und Affekthandlungen auslösen. Nicht das Dasein war unberechenbar, sondern jedes Lebewesen, insbesondere der Mensch. Manchmal hatte ihm diese Erkenntnis den Glauben an das Gute genommen. Er hatte es Betty nie gesagt: Tatsächlich hatte es in jüngerer Vergangenheit eine Zeit gegeben, in der er ernsthaft über eine vorzeitige Pensionierung nachgedacht hatte. Letztlich war es ihm nicht gelungen, sich für diesen Schritt zu entscheiden. In jeder Verhaftung eines Mörders sah er eine Person, die Betty und den Kindern nichts mehr antun würde. Er war sich bewusst, dass zum Leben der Tod gehörte, aber eben nicht der Gewaltsame. Es wurde mit den Jahren zu einem Lächeln der Ironie: Durch die aufgeklärten und

unaufgeklärten Morde wurde er als Mensch wesentlich mehr geprägt als durch seine dunkle Hautfarbe. Forrest pflegte drei Tassen Kaffee zu trinken, bevor er das Haus am Morgen verließ, und das war ein fester Bestandteil seines Tagesablaufs, seitdem er und Betty sich das Ja-Wort gegeben hatten. Es war eine Praktik und ein Ritual zugleich.

So unwesentlich es erschien, wenn diese Marotte überdacht wurde, kam zum Vorschein, dass sich ihr Eheleben in ein Gewohnheitsdasein verwandelt hatte. Bei dieser Feststellung wurde ihm bewusst, dass er im Grunde genommen nicht ein einziges Hobby hatte. Das Warum war einfach erklärt: Er besaß keine Freizeitbeschäftigung, die ihn ausgefüllt hätte. Er wusste gar nicht, welches Gebiet der Horizonterweiterung oder der sinnlosen beziehungsweise sinnvollen Beschäftigung seines Geistes und Körpers ihn interessieren würde. Genau in dem Moment, als er sich vorgenommen hatte, auch in dem Lokal drei Becher Kaffee zu trinken, wurde es ihm durch den Code 140 untersagt. Die Notrufzentrale hatte ihn in den Boston-Public-Garden beordert. Der Detektiv verzog bei der Anweisung das Gesicht. Es war egal, ob es sich um einen Mord oder Unfall handelte, ob es sich um einen Fund- oder Tatort drehte, eine Leiche zum Frühstück war das Horrorszenario zu Beginn eines Tages. Der Code besagte Forrest bereits, dass wahrscheinlich ein gewaltsamer Tötungsdelikt vorlag. Der Tod war wieder einmal schneller als er und dennoch verließ er mit übertriebener Eile das Stehcafé. Die einzige Freude, die er bis dahin hatte, wurde ihm von seinem Wagen bereitet. Es war ihm erspart geblieben, die Fensterscheiben abkratzen zu müssen. Wie er im Bett, hatte sein altes Vehikel die Nacht unter der Decke der Garage verbracht. Am Ort des Geschehens angekommen, wobei er so nah wie möglich am Haupteingang des Stadtparks geparkt hatte, war der Detektiv zunächst nicht sicher, welches Schauspiel ihm geboten wurde. Handelte es sich um einen makabren Witz, um einen bösen Scherz oder war das, was er sah, der Einfall eines völlig kranken Gehirnes? Forrest hatte in der Arlington Street geparkt, direkt am Westeingang zu dem beliebten Freizeitgelände. Von dieser Stelle aus konnten die Menschen an schönen Tagen die Skyline von Boston bewundern, die sich im Rücken der George-Washington-Statue in den Himmel hob. Dafür hatte der Detektiv keinen Blick. Er bedankte sich bei dem Police-Officer, der ihn in die Parklücke gewiesen hatte, und blieb am Tor des Parks mit offenem Mund stehen. Was sich seinem Auge bot, war erschütternd, unwürdig und diskriminierend. Diese drei Wörter trafen auf die Statue zu, noch mehr auf den Leichnam, der auf das Denkmal gesetzt worden war. Mit dem Rücken lehnte der Tote an der Brust von George Washington und das skurrile Bild wurde durch den Schnuller, den die Leiche zwischen ihren Lippen hatte, auf eine absurde Weise schauderhaft. Forrest konnte nicht anders, aber das, was er sah, beschrieb er später als eine Szene, die in keiner Geisterbahn zu finden gewesen wäre und auf jeden Betrachter nachhaltig schockierend gewirkt hätte. Es war ein Anblick, für den ein Irrer verantwortlich war. Tief ergriffen und zugleich wütend legte er die wenigen Meter bis zu der Statue zurück, stieg dabei über lose Gerüstteile und blieb neben Peter Brandon stehen. Den Pathologen zunächst ignorierend sah er zu dem Toten auf dem Denkmal. Erst aus dieser Distanz erkannte er und traute seinen Augen nicht, dass die Leiche wie ein Eiszapfen an einer Dachrinne an George Washington

hing. »Holen Sie den armen Kerl da runter!«, zischte Forrest den Facharzt an, obwohl dieser keine Schuld an der Situation hatte.

»Hätten wir längst getan, aber der Sadist, der den Toten in diese Position gebracht hat, war bestrebt dafür zu sorgen, dass er nicht runterfällt, und hat die Leiche völlig durchnässt draufgesetzt.« Peter deutete auf einen Eimer. »Das kam dem Täter entgegen, der Behälter war mit Wasser gefüllt. Das Opfer klebt förmlich an unserem Idol«, erklärte er, unterstrich seine Worte mit einer ratlosen Geste und richtete seinen Finger auf die um die Statue eingestürzten Gerüstteile.

»Warten Sie bei der Kälte darauf, dass er auftaut?«, gab sich Forrest noch missgelaunter, als es ihm von vielen seiner Kollegen nachgesagt wurde, und sah die Gegenstände an, auf die Peter gezeigt hatte. Es hatte sich von selbst erklärt, wie die Leiche auf die Statue gekommen und wieso sie gefroren war. Das Denkmal wurde restauriert, ein Umstand, der dem Mörder entgegengekommen war.

Der Pathologe zuckte hilflos mit der Schulter und konterte den Detektiv mit einem höflichen Sarkasmus aus: »Ich war dagegen, dass wir den Toten mit einem Schneidbrenner aus der unangenehmen Lage befreien. Also habe ich meine Leute losgeschickt, um Sachen zu holen, die es uns ermöglichen, behutsam vorzugehen. Zumindest so weit, damit wir ihn runterholen können.«

Forrest nickte verstehend und bat Peter um Nachsicht für seinen Ton. »Diese Scheiße geht mir gewaltig gegen den Strich«, deutete er auf das entstellte Denkmal und sah erneut zu dem Toten. »Was für ein kranker Charakter macht so etwas?«, fragte er und trat auf die zweite Stufe des runden Sockels der Statue. Sofort schritt er zurück, da der Leichnam auf der Erhöhung aus seinem Blickfeld verschwunden war.

»Haben Sie etwas Geduld, ich denke, spätestens in einer halben Stunde liegt das Opfer zu Ihren Füßen«, sagte Peter, um den Detektiv aufzumuntern, aber offensichtlich hatte er die verkehrten Worte dafür gewählt.

»Halten Sie den Mund!«, bellte ihn der Ermittler an. »Ist der Tote nicht genug entwürdigt?«

Peter verdrehte die Augen. »Kein Grund, mir das gleiche Übel zukommen zu lassen.«

Forrest winkte zornig ab und hatte sich eine Zigarre angezündet, ohne den Leichnam aus seinem Blickfeld zu entfernen. Nein, gestand er sich ein; er hatte längst nicht alles gesehen, was das Böse an Bildern fähig war zu erstellen. Ja, er hatte Köpfe und Körperteile betrachtet und Tote gemustert, die nichts mehr mit einem Menschen gemeinsam hatten. In seinem Gedächtnis gab es kein Foto von einem Ermordeten, welches erträglich wäre. Nur Bilder, die nicht bereit waren, seine Erinnerung freiwillig zu verlassen. Es waren Momentaufnahmen, die für alle Zeit zu bleiben gedachten. Gehäutete Oberkörper und blutleere Geschöpfe hatte er gesehen. Nichts hatte er schlimmer empfunden, als das, was er aktuell sah. Der Schnuller im Mund des Toten war in Begriff die Tat, den Tod und das Opfer zu verhöhnen. Eine Steigerung der sichtbaren Abwertung existierte seiner Ansicht nach nicht. Es war makaber: Die malträtierten Körper, die durchgeschnittenen Kehlen und die Löcher in den Stirnen, die ihm im Schlaf guten Tag gesagt hatten, gaben sich im Gegensatz zu dem toten Mann auf der Statue wie gnädige Gespenster. Die Träume kamen und gingen.

Vielleicht nur, um ihn nicht vergessen zu lassen, dass sie vor ihrem Ableben keine Geister waren. Der Tote, der vor George Washington auf dem Pferd Platz genommen hatte, erschien ihm wie das Oberhaupt aus einem makabren Jenseits. Forrest Waterspoon wusste, egal wie schrecklich die Bilder ursprünglich waren, mit der Zeit würden die meisten verblassen. Nur wenige blieben klar sichtbar und verschwammen auch nach vielen Jahren nicht. Der Tote auf der Statue gehörte zu diesem Fotoalbum in seinem Hirn und hatte zweifellos mit sofortiger Wirkung den Thron in seinem Kopf erobert.

Peter Brandon hatte sich mit der Zeitangabe getäuscht. Es hatte fast eine Stunde gedauert, bis der Leichnam von dem Denkmal gehievt worden war. Um dem Toten keine weiteren Verletzungen zuzufügen, hatte der Pathologe darauf bestanden, den Festgefrorenen mit Föhngeräten aus dem Klammergriff zu befreien. Als der ermordete Mann in einer eher aufrechten Reiterstellung, die einem Jockey auf der Zielgeraden ähnlich war, seitlich auf eine Trage gelegt wurde, gab Forrest die gewählte Einsamkeit im Hintergrund auf und verließ den Stadtpark.

Ω

Während der Fahrt in das Department dachte er über den Schnuller nach. Für ihn stand fest, dass der Gegenstand zum derzeitigen Zeitpunkt ermittlungstechnisch nicht einzuordnen war. Ebenso, dass er ihn als eine Vorwarnung auf weitere Morde anzusehen hatte.

Dass von dem Täter beim Opfer ein Merkmal hinterlassen wurde, war ein Grund für die Befürchtung. Der Nächste, dass der Kriminelle einen Fundort für die Leiche gewählt hatte, die Aufmerksamkeit zu erregen vermochte. Forrest neigte nicht zu Spekulationen, doch diesmal sprach einiges dafür, dass Boston unerwünschten Besuch von einem Serienkiller bekommen hatte. Womöglich war er dabei, es sich in der Stadt gemütlich zu machen und mit dieser Sorge wurde der Morddezernatsleiter konfrontiert.

Joshua Jason Calbott sah ihn wie einen Mann an, der von Schwarzmalerei zu leben schien. Skepsis und ein dementsprechendes Verhalten war er von Forrest gewohnt. Annahmen dieser Art und von derartiger Tragweite kannte er von dem Detektiv allerdings nicht. »Sie wollen mir nicht ernsthaft erzählen, dass sich Ihre Sorge auf dem Vorhandensein eines Schnullers begründet?«

»Sie wissen haargenau, dass Serientäter dazu neigen, ihre Handschrift zu hinterlassen. Einer hatte es mit Gedichten getan, ein anderer hinterließ an seinen Opfern eine bestimmte Blumensorte oder eine Signatur. Ich denke, wir haben ein Problem.«

Der Morddezernatsleiter sah, dass es Forrest ernst war, was eine Verhaltensänderung bei ihm hervorgerufen hatte. Anstatt sich dem Thema und irgendwelchen Theorien zu verweigern, gab er sich offen für eine Diskussion. Nie war der Detektiv zu Übertreibungen geneigt oder durch solche aufgefallen. »Nehmen wir für einen Moment an, dass Ihre Besorgnis berechtigt ist, was erwarten Sie von mir? Und setzen Sie sich endlich, Sie machen einen völlig konfus!«

Forrest kam der Aufforderung nach und setzte sich an den Schreibtisch seines Vorgesetzten. »Sie müssen dafür sorgen, dass die öffentlichen Plätze mehr kontrolliert werden, insbesondere jene, die bei den Einwohnern und Touristen beliebt sind.«

»Ach, wie stellen Sie sich das vor? Unsere Abteilung kommt personalmäßig auf dem Zahnfleisch daher und der Polizeipräsident klagt seit Wochen darüber, dass zu viele Streifenwagen unbesetzt bleiben. Auf seinem Schreibtisch ist der Stapel der Krankenscheine wesentlich höher als die Akten mit Straftaten. Im Übrigen ist das Fach mit Bewerbungen leer. Forrest, wir haben keine Kapazitäten, dafür viele unerledigte Aufgaben. Da wäre zum Beispiel die Sache in der Eliot Street. Ich weiß, der Bezirk gehört nicht mehr zu Ihrem Zuständigkeitsgebiet, aber ich will dennoch, dass Sie den Fall übernehmen. Ehrlich gesagt, habe ich sonst niemanden. Die Grippewelle nimmt Ausmaße einer Epidemie an.«

»Sie meinen den Hausbrand?« JJ bestätigte die Frage des Detektivs mit einer Kopfbewegung. »Klären Sie mich auf, ich habe in den Nachrichten nur gehört, dass es bei dem Feuer offenbar einen Toten gegeben hat.«

Joshua Jason Calbott machte eine entschuldigende Bewegung und nahm den Hörer des Telefons in die Hand. Er bat den Pathologen Brandon in sein Büro und widmete sich danach wieder dem Detektiv. »Haben Sie Nachsicht mit Peter. Er hat bis auf die kurze Pause im Pub gegenüber, bei der Sie uns ausnahmsweise die Ehre erwiesen haben, die letzten sechsunddreißig Stunden durchgearbeitet. Ich habe von der kleinen Meinungsverschiedenheit zwischen Ihnen im Stadtpark gehört. Streit in unserem Team ist das Letzte, was wir im Moment brauchen. Ich gebe zu, Peter mag gelegentlich abgebrüht und gefühllos daherkommen, aber er ist ein guter Mann und hat das Herz am richtigen Fleck. Vielleicht verhält er sich manchmal nur so, damit er den Job ertragen kann. Auch Pathologen sind nur Menschen.«

Forrest hatte dem Morddezernatsleiter versprochen, sich in Zukunft mehr zu bemühen, um den Hausfrieden zu wahren. Innerlich gab er zu, dass sein Vorgesetzter in allen Punkten recht hatte. Streit war nicht förderlich, in keiner Abteilung und sonst nirgendwo. Niemals hätte er seinen Job mit dem des Pathologen tauschen wollen. Entgegen seiner Erwartung und der des Abteilungsleiters betrat Peter das Büro mit einem strahlenden Lächeln, nachdem er vorher angeklopft hatte. Ohne auf irgendwelche Anweisungen zu warten, holte er sich einen Stuhl aus einer Ecke, stellte ihn neben Forrest und nahm Platz. Der Detektiv hielt ihm augenblicklich die Handfläche hin und der Pathologe klatschte sie sanft ab. Es war typisch für Waterspoon, dass er umgehend fragte: »Wissen wir schon etwas über den Toten aus dem Public Garden?«

»Das wird Stunden dauern, Detektiv, ich bedauere. Wunder brauchen Zeit. Wir haben ihn von der Statue geholt und abtransportiert. Eine Autopsie ist erst möglich, wenn er aufgetaut ist. Äußerlich ist jedenfalls keine tödliche Verletzung ersichtlich. Weder an den sichtbaren Körperpartien noch an der Kleidung sind Blessuren zu sehen. Dafür kann ich Ihnen eine Sache mitteilen, die Sie umhauen wird.« Forrest runzelte die Stirn. Solche Ankündigungen beinhalteten seiner Erfahrung nach stets solche Details, die eigentlich niemand wissen wollte. »Erkenntnis Eins: Bei dem toten Mann in der Eliot Street handelt es sich um einen gewissen Marvin Snyder, also den

Hausbesitzer. Überraschung Nummer zwei: Wir haben kein Brandopfer. Der Verblichene wurde bestialisch gefoltert. Das Feuer ließ zwar nicht viel übrig, aber die Knochenverletzungen an den Händen und Füßen lassen nur diesen Schluss zu. Seine Identifizierung war anhand seines Gebisses so schnell möglich. Information Nummer drei: Der zuständige Brandexperte ist sich sicher, dass ein Brandbeschleuniger das Feuer ausgelöst hat, was heißt, das Haus von Marvin Snyder wurde bewusst angezündet.«

»Wie wurde er gefoltert?«, erkundigte sich Forrest.

»Die Knochen seiner Handflächen und ebenso der Spann des rechten und linken Fußes wiesen eine erhebliche Gewalteinwirkung auf. Ich vermute, dass der Mann eine Art von Kreuzigung erfuhr. Jedenfalls sind es keine gewöhnlichen oder üblichen Verletzungen, die wir an Toten finden. Hinzu kommt, dass ich an einigen Fingern ähnliche Knochenverletzungen fand, der Mann ist durch die Hölle gegangen.«

»Könnte es sein, dass er in irgendein Gerät oder eine Maschine geraten ist, die ihm diese Wunden zugefügt hat?«, erkundigte sich der Morddezernatsleiter.

»Unmöglich!«, antwortete Peter prompt. »Der Mann wurde definitiv gefoltert.«

»Das heißt, Marvin Snyder wusste oder besaß etwas, was jemand wissen beziehungsweise haben wollte«, äußerte Forrest eine Vermutung, mit der er den Fall praktisch übernommen hatte.

Joshua Jason Calbott wandte sich an den Detektiv. »Diese einleuchtende Schlussfolgerung zeigt mir, dass Sie der richtige Mann sind. Der Fall gehört fortan Ihnen«, sagte er und hatte sich somit eines Personalproblems entledigt.

Forrest verzichtete auf einen Widerspruch. Obwohl er mit den Gedanken bei dem Toten im Boston Public Garden war, fuhr er zum abgebrannten Haus von Marvin Snyder, um sich ein Bild vom Tatort zu machen. Er fand keine Erklärung dafür: Während der Fahrt hatte er ständig das Gefühl, von dem ermordeten Mann auf der Statue begleitet zu werden. Er schien, neben ihm auf dem Beifahrersitz Platz genommen zu haben und versuchte Forrest etwas zu sagen. So sehr sich Waterspoon bemüht hatte, ihn zu verstehen, die Buchstaben ergaben keine Worte. Sie blieben irgendwo hängen und waren deswegen unhörbar, so wie die Luft unsichtbar war. Vor den Überresten des Hauses von Marvin Snyder stellte der Detektiv fest, dass er sich die Fahrt hätte sparen können. Einige immer noch leicht qualmende Balken und die Streben zeugten davon, dass an diesem Ort bis vor wenigen Stunden ein prächtiges Gebäude gestanden hatte. Feuerwehrleute überwachten vorsichtshalber den Brandherd, obwohl das Feuer alles vernichtet hatte und es nichts gab, falls es sich erneut entzünden würde, worauf es überspringen könnte. Neben ihnen waren Mitarbeiter der Spurensicherung vor Ort, die er vom Sehen her kannte, aber deren Namen ihm nicht geläufig waren. Das abgebrannte Gebäude lag abseits von anderen Häusern und wurde von schneebedeckten Bäumen von der Außenwelt abgeschirmt. Forrest sah sich auf dem Waldweg um, der zum Tatort führte, und erkannte, dass die vorhandenen Reifenspuren unbrauchbar waren.

Die großen Räder der Löschfahrzeuge hatten alle anderen Reifenabdrücke unkenntlich gemacht. Es war eine Notwendigkeit, die niemandem vorgeworfen werden konnte. Schließlich begab sich der Detektiv so weit in die Ruine hinein, wie es

ihm von einem der Feuerwehrleute gestattet worden war. Dennoch zwang er Waterspoon dazu, seinen Hut gegen einen Helm einzutauschen. Die Gefahr, von einem herabfallenden Holzstück getroffen zu werden, war präsent. Forrest versuchte, sich die Innenräume des Gebäudes in intaktem Zustand vorzustellen, und ging in seiner Fantasie den Flur entlang. Der rußgeschwärzte Rahmen einer Tür gab ihm den Blick auf eine Stelle frei, die vor dem Feuer ein Arbeitszimmer war. Ein völlig deformierter Monitor lag zwischen den verkohlten Trümmern, die zuvor ein Schreibtisch waren. Er betrat den Raum, der über keine Außenwände mehr verfügte, und stellte sich neben den zerstörten Computer, der entweder unterhalb des Arbeitstisches gestanden hatte oder in diesem eingebaut gewesen war. Der Detektiv sah nach rechts, damit in den dichter werdenden Wald. Die Hausmauer, wegen der er vorher unsichtbar blieb, gab es nicht mehr. Forrest fiel ein Safe ins Auge, der ihm bis zu der Taille reichte und offenstand. Der Tresor war vom Ruß geschwärzt und wirkte auf seiner Position merkwürdig deplatziert. Obwohl er sich nichts davon erhofft hatte, sah er in den leeren Safe und sich weiter in den Trümmern um.

Er erreichte die Stelle, an der die Kollegen von der Spurensicherung tätig waren, und schaute ihnen nach der Begrüßung einige Minuten bei der Arbeit zu. Erneut versuchte er, dem Raum eine Kontur zu geben, und nahm an, dass er sich in einem Ausläufer des ehemaligen Wohnzimmers des Gebäudes befand. Zugleich wurde ihm bewusst, dass er die Fläche betreten hatte, an der die verkohlte Leiche gefunden worden war. Die Überreste einer Plastikdose und daneben unzählige kleine und große Nägel hatten ihn zudem nachdenklich werden lassen. Etwas abseits lag ein Hammer, dessen Stiel ein Opfer der Flammen geworden war, und die angesengte Tischplatte, über der die Männer von der Spurensicherung knieten, wies zwei Löcher auf. Forrest erschauerte, er hätte nach den Vermutungen und Äußerungen von Peter Brandon kein Detektiv zu sein brauchen, um erraten zu können, was sich hier vor nicht einmal vierundzwanzig Stunden ereignet hatte. Angewidert verließ er die Überreste des Gebäudes. Auf der Rückfahrt wurde er von zwei Fragen belästigt. Die eine lautete, was hatte Marvin Snyder gewusst oder besessen, dass es ihn das Leben gekostet hatte. Die andere galt nicht dem Schnuller, sondern dem Mörder des im Stadtpark aufgefundenen toten Mannes: Wer und wo bist du?

Ω

Bis Molly und Adam zusammengezogen waren, hatte es gedauert. Zunächst dachte der neue Senderinhaber daran, im Zuge des Stilwandels des Senders das großzügige Appartement ihres ehemaligen Arbeitgebers im dreißigsten Stock des Gebäudes vollständig umbauen zu lassen. Molly hatte sich strikt geweigert. Niemals wäre sie bereit gewesen, zwischen diesen Wänden zu leben und zu wohnen. Die Erinnerung an Richard Steve Bakster, an seinen feudalen Lebensstil und an die unzähligen Diskussionen mit ihm in diesem Raum wollte sie nicht aufleben lassen. Ihr Verlobter gab nach, obwohl es ihm schwergefallen war, und aus dem Appartement wurde ein Fitnessstudio für das Personal.

Die Wohnungssuche gestaltete sich danach schwieriger, als vermutet. Adam hatte vor, in unmittelbarer Nähe des Senders zu wohnen. Molly hingegen bestand auf einen ausreichenden Abstand, um abschalten zu können. Am Ende und nach einigen

Reibereien setzte sie sich erwartungsgemäß durch und sie bezogen eine Vierzimmerwohnung in Jamaica Plain. Molly hatte sich in dem buntesten Stadtteil von Boston auf Anhieb wohlgefühlt, während von Adam eine Anlaufzeit benötigt wurde. Dafür waren womöglich seine vielen Reisen mitverantwortlich. Inzwischen war er genauso begeistert wie seine künftige Frau und genoss die Abwechslung, die Jamaica Plain den Einheimischen und den Touristen bot. So oft er konnte, somit selten, begab er sich in den Footlight-Club, dem ältesten Lientheater der Vereinigten Staaten. Viel öfter hingegen ging er mit Molly durch die Straßen des Viertels, in denen das Leben pulsierte. Der Stadtteil schien der einzige Ort auf der Welt zu sein, an dem die Kulturen keine Probleme miteinander hatten. Hier wurde die Hautfarbe, die Herkunft und der Glaube keinesfalls berücksichtigt, sondern nur das Herz und der Charakter.

Als Adam an diesem Mittwochmorgen aufgewacht war, lag Molly nicht neben ihm. Er sprang aus dem Bett und fand sie in ihrem gemeinsamen Arbeitszimmer. Sie hatten sich den riesigen Raum geteilt, die Arbeit des einen war oft mit der Tätigkeit des anderen verbunden. So ersparten sie sich Wege durch die Wohnung und waren wie früher während ihres Jobs zusammen. Adam stellte sich hinter Molly und legte die Hände auf ihre Schultern. »Was machst du?«, fragte er und blickte über ihren Kopf auf den Bildschirm des Laptops.

»Ich versuche, mehr Material von Marvin zu finden.«

»Gestern hatte ich Schwierigkeiten mich zu erinnern. Später wurde mir klar, dass der Bruder von Sam mit dem Vornamen gerufen wurde. Wir waren jung, aber Marvin war damals schon ein Bär von Mann«, verließ Adam den Raum und kam mit einem Kaffee zurück. Ein Gentleman durch und durch war er nicht, doch er hätte Molly eine Tasse mitgebracht, wenn nicht ein halb voller Pott neben ihrem Laptop gestanden hätte. »Mit Marvin hatte ich wenig Kontakt. Er war ein oder zwei Jahre älter als Sam und soweit ich mich erinnern kann, ein Typ, der Interessen hatte, für die Sam und ich in seinen Augen zu jung waren« ergänzte er seine Sätze nachdem er zurückgekommen war.

»Du meinst Frauen?«

Adam lächelte. »Auch.«

»Du musst zugeben, dass die Brüder Snyder ein seltsames Gespann darstellen. Über den einen, nämlich Marvin, bekomme ich kaum Infos und der andere, also Sam, scheint überhaupt nicht zu existieren«, klappte Molly den Laptop zu und drehte sich zu Adam, der es sich auf dem Sofa ihrer Debattierecke gemütlich gemacht hatte.

»Ich kann nur wiederholen und verbessere mich zugleich: Dafür kann es tausend Gründe geben. Zum Beispiel eine Heirat, bei der er den Namen der Frau angenommen hat.

Verheiratet ist Sam, das weiß ich.«

Molly stieß einen Seufzer aus. »Es wäre mir egal, mich macht nur die Liste mit den sechzig Namen stutzig. Ich sehe nichts, was eine Million Dollar wert sein könnte.« Sie blickte auf die alte Uhr, die an der Wand über Adam hing. »Ich muss los. Es warten zwei Gespräche mit Kandidaten für den Kamerajob und ich brauche zusätzliche Themen für die Tagesgeschichte.«

Adam ließ sich einen Kuss geben und hatte Molly nach-gewunken, als diese die Wohnung verlassen hatte. Nachdenklich war er ins Bad geschlendert. Er hatte die

Bestätigung von Sam, dass dessen Bruder ermordet wurde. Die Polizei hielt sich in Bezug auf Stellungnahmen dazu bedeckt. Die Frage war, woher Sam die Information hatte, dass sein Familienangehöriger umgebracht worden war und warum. Adam hatte nach all den Jahren Zweifel, ob er Sam trauen konnte. Wenn er sich charakterlich nicht verändert hatte, dann ja. Ob es so war, wurde durch die wenigen Gespräche mit ihm nicht ersichtlich. Nach der Morgentoilette inklusive einer ausgiebigen Dusche hatte sich der Senderinhaber eine weitere Tasse Kaffee aus der Küche geholt. Eine Unzufriedenheit wie schon lange nicht mehr ließ ihn nicht in Ruhe. Es war merkwürdig: Sam war in den letzten Jahren irgendwie nicht existent, weder in der Gegenwart noch in der Erinnerung. Adam hatte ihn nicht vergessen, aber nicht oft an ihn gedacht. Sie hatten eine wunderbare Zeit miteinander, bis sie ihre eigenen Lebenswege eingeschlagen hatten. Sein Freund war in dieser Hinsicht unschuldig. Schuld daran war zunächst sein Ziel, in der Filmbranche Fuß zu fassen. Danach war es der Erfolg als Kameramann, der ihn nicht zurückdenken ließ. Hinterher wurden es die Drogen und der Alkohol, nachdem er von ganz oben tief gefallen war. Als er sich gefangen und durch die Fürsprache von Melissa Bakster wieder Boden unter die Füße bekommen hatte, war er viel zu sehr mit sich beschäftigt, um an jemand anderen zu denken. Dann betrat Molly den geglätteten Teppich seines Lebens und schließlich hatte er News Channel geerbt. All das änderte nichts daran, dass er sich falsch verhalten und Sam mit in die Tonne seiner Verfehlungen geworfen hatte. Es war Fakt, dass Adam sich damals und zwischendurch nicht erinnern wollte, nicht an früher und nicht an die Zeit danach. Dafür schämte er sich nun. Hin und wieder, einmal im Jahr, wurde er von Sam in seinem Kopf besucht. Dann träumte er von damals und ihrer Jugend. Die überschaubaren Aufeinandertreffen, geschahen stets zu Zeiten, in denen Adam einen Freund dringend gebraucht hätte.

Die Tatsache hatte ihn davon abgehalten, nach Sam zu suchen oder Kontakt mit ihm aufzunehmen. Mit Sam verbanden ihn immerhin die schönsten Jahre seines Lebens. Adam hatte deswegen manchmal ein schlechtes Gewissen, rückwirkend war es dennoch nicht zu ändern. Es war geschehen und es gehörte damit der Vergangenheit an. Trotzdem fühlte er sich in seiner Haut nicht wohl, allein schon deshalb, da sein Freund in großen Schwierigkeiten zu stecken schien. Ihm zu helfen, war eine Möglichkeit, einiges wieder gut zu machen. Die Frage war, wie er ihn aus dem Schlamassel herauszuholen gedachte, abgesehen von der Forderung von einer Million Dollar. Nur kurz überdachte er den enormen Geldbetrag und hatte festgestellt, dass ihm das Geld gleichgültig war, nicht jedoch die Ursache für die Geldforderung. Adam war sich sicher, dass die Summe die Probleme seines Freundes nicht endgültig lösen würde, unabhängig davon, in welche Angelegenheiten er sich hineinmanövriert hatte. Ob er in die Lage unbeabsichtigt geraten oder gedrängt worden war, wurde somit unbedeutend. Adam bedrückten die Gedanken, die er hegte, und dadurch wurde ihm bewusst, dass ihn mit Sam trotz der Zeit ohne Kommunikation immer eine Freundschaft verbunden hatte. Letztlich war sie zunächst seinerseits und später beiderseits nicht gepflegt worden. Dennoch waren die Jahre, die er und Sam miteinander verbracht hatten, ein Teil ihrer Jugend und ihres Lebens. Diese Tage, diese herrlichen, wilden und unbeschwerten Monate, niemand konnte sie ihnen nehmen. Er

nahm sich vor, den in Bedrängnis geratenen Sam aufzuspüren. Wie und wo er nach ihm suchen würde, darüber wollte er sich später den Kopf zerbrechen. Einen Entschluss hatte Adam gefasst: Er hatte vor ihm aus der Klemme helfen, egal, wie viel Mühe, Kraft, Überzeugungskunst und Geld es kosten würde. Plötzlich vernahm er im Hausflur ein Stimmengewirr, das mit jedem Wort lauter wurde. Er begab sich zur Wohnungstür und sah durch den Spion. Er erkannte Hausbewohner, von denen einer unter und einer über ihnen eine Wohnung hatte. Adam kannte den Grund der Meinungsverschiedenheit nicht, doch die zwei Streithähne waren kurz davor, sich am Kragen zu packen. Mit der Absicht, zu vermitteln, öffnete er die Tür und war prompt erstarrt. Alles schien, wie in Zeitlupe vor seinen Augen abzulaufen.

Er hatte registriert, wie vom Nachbarn aus der Etage unter ihm in die Tasche seiner Strickjacke gegriffen und eine Pistole hervorgezogen wurde. Ohne eine Vorwarnung nahm er auf den Kopf des Mannes ins Visier, der unbeeindruckt geblieben war. »Schieß, du Schlappschwanz! Du bist zu dumm, um deine Frau zu vögeln, alles muss ich tun!« Kaum hatte der Kerl aus der höher gelegenen Etage ausgesprochen, wobei er die Sätze seinem Kontrahenten laut und provozierend entgegen geschrien hatte, war die vorübergehende Stille durch einen Knall gestört worden. Der Hausbewohner aus dem oberen Stockwerk blickte den Schützen verdutzt an, doch er sah ihn nicht mehr. Auf seiner Stirn hatte sich ein kreisrundes Loch gebildet und noch bevor er zu Boden fiel, war er bereits tot. Der Schütze drehte sich mit dem ausgestreckten Arm und der schussbereiten Waffe Adam zu. Die Starre, die von ihm Besitz ergriffen hatte, ließ ihn im richtigen Moment los. Der Senderinhaber trat einen Schritt zurück, schlug die Wohnungstür zu und warf sich instinktiv auf den Boden. Hätte er nur einen Sekundenbruchteil später reagiert, wäre die Kugel in seine Brust gedrungen. Das Geschoss durchschlug die hölzerne Tür und piffte über ihn hinweg. Er robbte in das gemeinsame Arbeitszimmer, da es am nächsten lag, stand auf und sah sich um. Erneut war aus dem Hausgang ein Schuss zu hören, dann Tritte gegen die Wohnungstür gegenüber.

Adam hatte sich mit einem Kerzenständer aus Metall bewaffnet, der ihm bis zu den Knien reichte und dennoch handlich war. Er eilte in die Küche und rief per Handy die Polizei an. Es war unfassbar, er hatte die Notrufnummer gewählt und trotzdem schien es eine Ewigkeit zu dauern, bis eine Stimme vorstellig wurde. Der Senderinhaber schilderte kurz und bündig die Ereignisse, nannte die Adresse des Geschehens und legte das Handy auf den Küchentisch, ohne die Verbindung zu beenden. Erneut fielen Schüsse. Schreie hallten durch das Gebäude, es hielt Adam nicht davon ab, zur Wohnungstür zu gehen. Er blickte durch den Spion und sah den Amokläufer aus der oberen Etage auf sich zukommen. Vorsichtshalber presste er sich gegen die Wand, aber der Schütze hatte nicht vor, ihn aufzusuchen, sondern schritt die Treppen hinab. Eine kaum zu ertragende Stille setzte ein. Sie legte sich wie ein schwarzer Vorhang über das Haus, dann, völlig unerwartet, ein Schuss und noch einer und schließlich eine Ruhe, die leiser und schmerzlicher nicht sein konnte. Aus der Ferne hörte Adam Sirenengeheul und je näher es kam, umso lauter es wurde, schien es ihm, als ob die Sirenen der Polizeiautos und Krankenwagen eine Todesmelodie anzustimmen versuchten.

Eine Spezialeinheit der Polizei, ein SWAT-Team, welches für solche und ähnliche Einsätze gegründet, ausgebildet und ausgerüstet worden war, hatte sich radikal Zutritt in das Haus verschafft. Binnen weniger Minuten wurde klar, dass der Amokläufer seine Frau und danach sich selbst gerichtet hatte. Das Blutbad hatte ebenso das Leben der über Adam wohnenden Familie ausgelöscht. Neben dem Mann, der vor seinen Augen erschossen wurde, waren dessen Gattin und Kinder aus Eifersucht ermordet worden.

Ω

Forrest Waterspoon hatte von dem Ereignis gehört, als er sich auf dem Rückweg nach Boston befand. Er vernahm den Großalarm über den Polizeifunk und zuckte erschrocken zusammen, nachdem er die Adresse des Einsatzortes begriffen hatte. Ungeachtet des nachfolgenden Verkehrs war er augenblicklich am schmalen Seitenstreifen stehengeblieben und hatte versucht, mit dem Handy Molly zu erreichen. Forrest konnte nicht ahnen, dass sich seine Adoptivtochter in ihrem Büro im Nachrichtensender in einem Gespräch mit einem Kameramann befand und ihr Mobiltelefon aus diesem Grund ausgeschaltet hatte. Trotz des Hupkonzertes in seinem Rücken wählte er Adams Nummer. Nach zwei Versuchen gab er es auf. Ständig war das Besetztzeichen in seine Ohren gedrungen. Mit Vollgas hatte er vor, sich zum Tatort zu begeben, und übersah einen Verkehrsteilnehmer, der sich an ihm vorbeizuzwängen gedachte. Die Karambolage war unvermeidbar. Der Blechschaden, den Forrest verursacht hatte, wäre in Bezug auf seinen eigenen Wagen unerheblich gewesen. Zum Leidwesen des geschädigten Fahrers war es dem Detektiv eindrucksvoll gelungen, ein nagelneues ausländisches Auto aus Deutschland mit seinem alten Vehikel zu küssen. Für einige Stunden gerieten der Tod von Marvin Snyder und die unbekannte Leiche im Boston Public Garden für den Ermittler in den Hintergrund. Der Blechschaden interessierte ihn nicht, der Papierkram mit der Versicherung noch weniger, seine Sorge hatte ausschließlich Molly und Adam gegolten. Durch das ungeduldige Verhalten und seine offensichtliche, fast beleidigende Gleichgültigkeit wurde der geschädigte Fahrer unbewusst denunziert, was dem Detektiv weitere verbale Kontroversen beschert hatte. Schließlich ließ sich Forrest entnervt von einem Police-Officer als Unfallverursacher vertreten und von einem anderen in den Stadtteil Jamaica Plain fahren.

Vor dem Haus, in dem Molly und Adam wohnten, ließ er sich von dem Einsatzleiter des SWAT-Teams in Szene setzen und begab sich im Anschluss daran in den dritten Stock. Das Unheil riss nicht ab und wurde dadurch vervollständigt, dass es in dem historischen und dennoch sanierten Gebäude keinen Aufzug gab. An der Wohnungstür musterte Forrest das Einschussloch und spähte wie durch einen Spion hindurch. Er wusste bereits, dass Adam nicht verletzt worden war, und doch hatte ihm der Anblick der ramponierten Tür trotz der Kälte Schweißperlen auf die Stirn getrieben. Er hatte geklopft, nach seinem Freund gerufen, keine Antwort erhalten und deswegen die Türklinke betätigt. Die Tür war unverschlossen und Forrest fand Adam in der Küche bei einem Bier vor. Nach dem Schreck und dem hinter sich gebrachten Ärger tat er, was er eigentlich nicht hätte dürfen, noch befand er sich im Dienst.

Ohne ein Wort schritt er an Mollys Verlobten vorbei, klopfte ihm dabei auf die Schulter und holte ein Bier aus dem Kühlschrank. Erleichtert nahm er Platz, prostete dem blassen Kameramann zu, setzt die Flasche an die Lippen, und vergaß für den Moment sämtliche Aufgaben, die er zu erledigen hatte.

Adam zwang sich zu einem Lächeln. »Wahnsinn, oder?«, stellte er die Flasche auf den Tisch und sah Forrest an.

»Ich habe mit dem Einsatzleiter der Spezialeinheit geredet und es wurden bereits einige Leute im Haus befragt. Offenbar handelt es sich um ein Eifersuchtsdrama, was nichts an der Tragödie ändert. Ich bin froh, dass du unverletzt bist.« Es war offensichtlich, dass Adam unter Schock stand und das Erlebte erst verarbeiten musste. »Willst du dich nicht untersuchen lassen oder mit jemandem über die Sache reden?«, bot ihm der Detektiv insgeheim einen Polizeipsychologen an.

Der Senderinhaber und Verlobte von Molly schüttelte vehement den Kopf. »Es geht mir gut, ich komme klar«, lehnte er das Angebot ab. »Forrest, das war nicht eine Eifersuchtstat«, sah Adam aus dem Fenster, vor dem kleine Schneeflocken durch die Luft wirbelten. »Eifersucht mag der Auslöser gewesen sein, aber der Mord, das war eine gezielte Hinrichtung, keine Affekthandlung.«

»Erzähl mir aus deiner Sicht, was geschehen ist«, bat Forrest den künftigen Mann seiner Adoptivtochter und schlug die Beine übereinander. Aufmerksam hörte er Adam zu und als dieser die Schilderung und seine Sichtweise des Vorfalls geschildert hatte, sagte er: »Okay, der Schütze wurde provoziert, vielleicht waren es die abschätzigen Worte, die seine Hemmschwelle sinken und ihn schießen ließen. Dennoch scheint es eine Tat zu sein, die aus Eifersucht verübt wurde.«

»Ich glaube das nicht«, widersprach Adam. »Du hättest es sehen müssen, dann könntest du verstehen, was ich meine. Wenn es eine Affäre zwischen der Frau des Schützen und dem Opfer gegeben hatte, wusste der Mörder schon länger davon. Ich habe es in seinem Gesicht gesehen, als er mit dem Ausdruck Schlappschwanz bezeichnet wurde. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass ihm bekannt war, dass ihn seine Frau betrügt, aber er hat es die ganze Zeit toleriert. Warum plötzlich nicht mehr? Forrest, du hättest die verschwommenen Augen sehen müssen, die waren kalt, seltsam leblos. Egal, was der Ermordete gesagt hat, selbst wenn er geschwiegen hätte, er wäre auf jeden Fall erschossen worden. Der Schuss in meine Richtung schien eher ein Reflex zu sein, nicht eine Bewegung, die den Vorsatz besaß, einen Zeugen zu töten. Der Kerl hat auf mich zunächst einen kontrollierten Eindruck gemacht, trotz der Wut. Nachdem ich hier saß und alles Revue passieren ließ, wurde mir klar, dass er dominant auftreten und Angst verbreiten wollte, mehr nicht. Was es auch war, die Affäre seiner Frau hat ihn nicht zum Gebrauch der Schusswaffe gedrängt. Er hat sich lange dagegengestemmt, es klingt dumm, aber anders kann ich es nicht ausdrücken.«

Forrest wusste nicht, was er darauf sagen sollte. Seine Ratlosigkeit blieb Adam wegen Molly verborgen. Sie war plötzlich aufgelöst und aufgeregt in die Küche geplatzt. Mit Tränen in den Augen nahm sie ihren Verlobten in den Arm, drückte seinen Kopf an ihre Brust und wog ihn hin und her, wie es eine Mutter mit ihrem Sorgenkind zu tun pflegt. Es dauerte einige Minuten, bis Mollys Angst einer bedrückten Erleichterung gewichen war. Verstört hatte sie zur Kenntnis genommen,

dass sich die Anzahl der Bewohner des Hauses um sechs Personen reduziert hatte. »Ich kann es nicht fassen, dass Morton dazu fähig war«, schüttelte sie ungläubig den Kopf.

»Du kanntest ihn?«, fragte Forrest.

»Was heißt, kennen? Nein, wir sind uns öfter im Treppenhaus begegnet. Er war freundlich und hilfsbereit, und nachdem wir uns ein paar Mal gesehen hatten, wurden einige belanglose Worte gewechselt. Vor Kurzem hat er mir den Wäschekorb aus dem Keller bis vor die Haustür getragen. Für mich ist es unvorstellbar, dass er nun ein fünffacher Mörder sein soll!«, sagte sie ungläubig.

»Man kann niemandem in den Kopf sehen«, warf Adam ein.

»Was hattest du für einen Eindruck von ihm?«, fragte der Ermittler und griff nach der Bierflasche, um sie zu leeren. Es war ihm noch nicht gelungen, den Ärger wegen des Unfalls und die Sorgen um Adam und Molly hinab zu spülen.

Die Journalistin dachte nach und ihr Gesichtsausdruck verriet, dass sie unschlüssig war. »Schwer zu sagen, aber ich hatte das Gefühl, dass er zuletzt nicht er selbst war. Er wirkte meistens abwesend, wenn er sich mit einem unterhielt.«

»Drogen?«, warf Forrest in den Raum.

»Das kann ich nicht beantworten«, erhob sich Molly und brachte den Männern am Tisch den erforderlichen Nachschub an Alkohol. Bei dieser Runde schloss sie sich nicht aus und gönnte sich zum Erstaunen ihres Verlobten und Adoptivvaters ebenfalls ein Bier.

Molly, Adam und Forrest bemühten sich zwischendurch eifrig darum, andere Themen aufzugreifen, und es gelang ihnen sogar. Hin und wieder huschte jedem ein Lächeln über die Lippen, wenn es um eine Anekdote aus der Vergangenheit ging. Die Tragödie im Haus ließ sich nicht komplett verdrängen. Es war Molly, die dafür gesorgt hatte, dass vom Detektiv die Leichen aus dem Park und der Ruine zurück aus dem Abseits geholt wurden. »Dad, hast du mit dem Fall Marvin Snyder zu tun?«, erkundigte sie sich, obwohl ihr solche Fragen nicht gestattet waren.

Forrest war Detektiv, Molly Journalistin und Adam der Inhaber eines Nachrichtenkanals. Das war in den Augen des Detektivs beruflich nicht zu vereinbaren. »Wenn es so wäre?«, antwortete er deshalb fragend.

Molly sah ihren Verlobten an und erkannte, dass er ihr Vorgehen nicht guthieß. »Dann würde ich dir keine Frage dazu stellen. Wenn nicht, wäre die Möglichkeit gegeben, dich mit einer zu konfrontieren«, erklärte sie und zog sich dadurch aus der Klemme. Die Art, wie es ihr gelungen war, ihn neugierig zu machen, ließ Forrest schmunzeln und zugleich nachdenklich werden. Er stand tief in ihrer Schuld und nur er wusste, warum. Manchmal überkam ihn das Gefühl, sie zu hintergehen. Wenn, dann war er unfähig zu beurteilen, ob es zu ihrem Vor- oder Nachteil geschah. Aus diesem Grund gab er sich gnädig und hatte ihr eine Frage zu dem brutal ermordeten Mann gestattet. »Weißt du, ob Marvin einen Bruder hatte?«

»Darauf hätte ich auch gern eine Antwort«, leerte Forrest die zweite Bierflasche und erhob sich. »Ich bin tatsächlich mit dem Fall betraut worden und habe bis jetzt praktisch nichts ermittelt. Deswegen wird es Zeit für mich«, verabschiedete er sich und verschwand. Als Forrest aus dem Haus trat, blickte er kurz auf den grau behangenen

Himmel, aus dem wie aus einer zerrissenen Federdecke dicke Schneeflocken fielen, und danach zu den Männern, die mit dem Abtransport der Leichen beschäftigt waren. Der weiße Schnee, die dunklen Leichensäcke, die Bahren und Särge, es passte nichts zusammen. In den letzten Tagen war in der Stadt alles verkehrt gelaufen.

Ω

Der General Edward Laurena Logan International Airport in Boston wurde von den Einheimischen kurz und bündig Logan International genannt. Er hatte Terminals für In- und Auslandsflüge und war einer der Flughäfen, die an manchen Tagen im Jahr ihre Kapazitätsgrenzen überschritten hatten. Zum damaligen Zeitpunkt wurde der Flughafen auf dem sechzehnten Platz im Passagieraufkommen in den Vereinigten Staaten geführt und lag weltweit in diesem Ranking auf Position dreiundfünfzig. Parkplätze, Parkhäuser, Haltestellen von Buslinien und die der Blue-Line-U-Bahn-Linie sowie ein Fährhafen südlich des Terminals A sorgen für eine Infrastruktur, die den Reisenden eine angemessene, zeitlich zumutbare Zu- und Abfahrt ermöglicht hatte. Der Airport lag in unmittelbarer Nähe der Massachusetts-Route 1A und besaß eine Anschlussstelle zu der Interstate 90, zu der auch der Ted-Williams-Tunnel gehörte, der teilweise unter dem Flughafengelände verlaufen war. Der Logan International hatte die Schlagzeilen beherrscht, als bekannt geworden war, dass von dort zwei Maschinen gestartet wurden, die am 11. September 2001 in den Terroranschlag auf die USA verwickelt waren. Es waren jene Flugzeuge, die für den Einsturz der Türme des World Trade Centers gesorgt hatten. Vehement waren daraufhin die Sicherheitsstandards des Flughafens kritisiert und verbessert worden, aber zumindest an diesem Mittwoch ohne einen ersichtlichen Erfolg und weitreichende Konsequenzen.

Im Terminal A, am Tor 20, im Restaurant Harpoon Tap Room saßen nämlich Venus und Merkur. Die Sadisten gaben sich unbekümmert, waren höflich, und wer sie nicht kannte, hätte sie für erfolgreiche Geschäftsleute gehalten. Die zwei Männer trugen Anzüge, die vom Preisniveau in der Lage waren, ein kleines Unternehmen zu ruinieren. Ergänzt wurde ihr Äußeres durch glänzende Ringe, geschmackvolle Krawatten, teure Aktenkoffer und tadellose Frisuren. Ihre unschuldigen Mienen hätten dafür sorgen können, fremde Menschen zu Wetten zu verleiten, ob die Männern Aristokraten oder Diplomaten waren. Venus und Merkur erhoben sich galant und deuteten eine Verbeugung an, als sich Roger Dovell zu ihnen gesellt hatte und vor dem Tisch, der von einer Sitzbank wie ein kostbares Gemälde umrahmt wurde, auf einem Stuhl Platz nahm. »Berichten Sie, meine Herren«, hielt sich Roger nicht mit langen Vorreden auf, sondern kam sofort zum Punkt.

Merkur überließ das Reden wie so oft Venus. Dieser Mann, vor dem Roger Dovell mehr als Respekt besaß, räusperte sich, bevor er das Wort ergriff. »Wir haben das Haus auf den Kopf gestellt und nichts gefunden. Wir haben uns Marvin zur Brust genommen, er schwieg beharrlich. Kurzum, die Aktion war ein Reinfall.«

»Bedauerlich, sehr bedauerlich«, winkte Roger eine Bedienung herbei.

»Niemand an Marvins Stelle hätte geschwiegen, unmöglich!

Aus dieser Sicht halte ich den Einbruch für keine Ausrede, sondern für die Wahrheit.«

»Tun Sie das?«, bestellte sich Roger einen Espresso und ein Mineralwasser dazu.

»Wenn es anders gewesen wäre, hätte er geredet, das garantiere ich Ihnen.« Venus rief der Kellnerin nach und orderte einen weiteren alkoholfreien Cocktail.

»Dann müssen wir den oder die Einbrecher finden. Hat er sich dazu geäußert?«

Venus bewegte sich nicht. Er saß starr und steif wie ein Brett da und selbst seine Augenlider schienen nicht zu wollen, dass er seine Umgebung für den Bruchteil einer Millisekunde aus dem Blick verlor. »Seinen Worten nach ist der Einbruch während seiner Abwesenheit geschehen. Er war die ganze Woche unterwegs und hatte ihn bei seiner Rückkehr festgestellt. Somit konnte er nicht sagen, an welchem Tag der Diebstahl erfolgt war. Ich habe es überprüft, er befand sich tatsächlich auf Reisen.«

»Das ändert nichts an dem Umstand, dass sämtliche Unterlagen fehlen, die in Marvins Besitz waren. Die Liste mit den Namen ist eine Sache, die anderen Dokumente die nächste.

Wenn die Liste in falsche Hände gerät, dann ...« Roger Dovell unterbrach sich, als ihm seine Bestellung serviert wurde. Nachdem die Servicekraft wieder außer Hörweite war, fuhr er fort: »Falls die sechzig Namen zu Leuten gelangen, die mehr erfahren möchten, kommt es einer Katastrophe gleich. Die Personen werden aufgesucht, befragt und am Ende nachgeben und reden. Dadurch würde eine Kettenreaktion ausgelöst werden, die das gesamte Projekt gefährdet. Sie müssen den oder die Einbrecher und die Liste sowie die dazugehörigen Unterlagen finden, ohne Wenn und Aber. Ebenso ist dafür zu sorgen, dass die sechzig Leute auf der Liste schweigen, wie Sie es anstellen, ist mir egal. Niemand ist unersetzlich.«

Das Gespräch war keine fünf Minuten alt, aber ein Gesichtsmuskel von Venus zeigte tatsächlich eine kurze Regung. »Wie stellen Sie sich das vor? Die Personen sind über das ganze Land verteilt.«

»Das ist Ihr Problem, so wie Ihr Honorar meines ist«, erwiderte der Geschäftsmann hörbar unzufrieden.

Merkur war fasziniert von Venus. Nie hätte er es für möglich gehalten, dass er an dem herzlosen Steinblock eine menschliche Regung zu sehen bekommen würde. Er selbst war nicht anders, auch er war kalt, agierte ohne Mitleid, aber er hatte Freude an seiner Arbeit und die verbarg er nicht. Mit strahlendem Lächeln nahm er den Schmerz seiner Opfer wahr. Er genoss ihre Schreie und Tränen, sie befriedigten seine nicht vorhandene Seele. Unabhängig davon, wie sadistisch Merkur handeln konnte, eines war ihm unmöglich: Das Niveau und der Stil von Venus waren für ihn unerreichbar. Im Vergleich zu ihm war er bei einem Schachspiel der Bauer, während Venus den König darstellte, obwohl er eben sichtbar die Mundwinkel verzogen hatte. Bereits beim nächsten Satz wurde Merkur klar, warum Venus die unbestrittene Nummer Eins in ihrem Metier war. »Dann steigt der Preis«, sagte Venus und der Ton seiner Stimme verriet, dass es keine Verhandlungsbasis gab.

Roger Dovell hätte aufbegehrt, wenn er nicht Angst vor Venus gehabt hätte. Irgendwann wollte er sich von dieser Furcht befreien, aber nicht jetzt, nicht im Moment, noch benötigte er dessen Dienste. Dennoch wagte er einen Protest. Er war sich sicher, dass Venus einen solchen erwartete. »Ich finde, dass Sie bereits sehr großzügig bezahlt werden.«

»Ich weiß, dass Ihre Wünsche in Bezug auf die Liste, Dokumente und die sechzig Personen meine Auslagen enorm in die Höhe treiben werden«, konterte Venus mit gewohnter Kälte und bedankte sich bei der Bedienung für den Cocktail.

»Vielleicht werden Ihre Unkosten nicht so hoch, wie Sie es erwarten. Die Voraussetzung ist gegeben. Sie müssen den oder die Einbrecher finden, und zwar schnell, bevor sie begreifen, was sie mit den Papieren in den Händen halten.«

»Wenn es die Diebe nicht kapieren würden, dann hätten wir es nicht mit gewöhnlichen Gaunern zu tun, sondern mit Profis, die genau das wollten, was sie jetzt haben. Angenommen, es verhält sich so, was schätzen Sie, ist die Liste mit den Papieren wert?«, fragte Venus.

Roger Dovell fühlte sich wegen des nun wesentlich sanfteren Tonfalls des Mannes neben ihm wohler in seiner Haut. Er überlegte, neigte den Kopf von links nach rechts und zuckte letztlich mit der Schulter. »Ich denke nicht, dass es sich bei den Ganoven um Profis handelt. Wenn ich davon ausgehe, und ich verlasse mich dabei auf Ihr Wort, dass wirklich ein Einbruch stattfand, dann waren es zwar geübte Diebe, aber solche, die mit der Liste bis jetzt nichts anfangen konnten.«

»Erklären Sie mir diese Vermutung näher, da Sie bei unserem letzten Gespräch eine andere Ansicht vertraten, und beantworten Sie bitte danach meine Frage«, erkundigte sich Venus nach dem Grund des Sinneswandels.

»Wenn es jemand bewusst auf die Papiere abgesehen hat, dann hätten wir in der Zwischenzeit in irgendeiner Form davon erfahren. Der Auftraggeber des Einbruchs wäre längst an die Presse oder sonst eine Stelle herantreten, eventuell sogar an uns, um aus dem Diebesgut Kapital zu schlagen. Bis auf einen kleinen Kreis weiß niemand, dass die Liste und die Dokumente existieren. Der Diebstahl der Unterlagen liegt inzwischen mindestens fünf Tage zurück, also gibt es weder einen Auftraggeber noch Profis, ansonsten wäre es publik geworden oder wir hätten eine Forderung erhalten. Das heißt für Sie, sich mit Amateuren herumzuschlagen, die zwar gut in Häuser einsteigen können, aber zu dämlich sind, um zu erkennen, was erbeutet wurde. Womit ich bei Ihrer Frage wäre: Die Liste und Papiere sind für jedermann unbezahlbar. Für mich und meine Interessensgemeinschaft ist sie Millionen wert«, sagte er.

»Wie viel?«, erkundigte sich der Profikiller nach einer aussagekräftigen Zahl.

»Natürlich würden wir jede Forderung versuchen nach unten zu drücken, aber ich denke, am Ende wären fünfzig nicht unrealistisch«, nannte Roger eine Summe. »Sie wissen genauso gut wie ich, dass niemand auf diesen oder einen niedrigeren und dennoch lukrativen Betrag länger als nötig warten würde. Die Gier ist ein menschlicher Trieb, wir alle sind von ihr besessen. All das lässt mich das Fazit ziehen, dass die Räuber vom Wert ihrer Beute keine Ahnung haben.«

Venus hatte über seinen Körper wieder die absolute Oberhand gewonnen. Nichts regte sich an ihm und schien ihn zu bewegen. »Ich schätze Sie als Geschäftsmann, deswegen ist es ein Gebot, fair zu bleiben. Wir bringen die gestohlenen Sachen zurück, aber alles hat seinen Preis. Ich komme Ihnen zur Hälfte entgegen und verlange fünfundzwanzig Millionen.«

Roger Dovell schluckte schwer und begann, innerlich zu beben. Er selbst hatte diese Rechnungsstellung mit seinen Sätzen ermöglicht. Mit seinen Worten wurde ihm jede

Verhandlungsbasis genommen und deswegen hatte er keine Alternative. Zähneknirschend hatte er eingewilligt. »Eine Sache noch: Überprüfen Sie noch einmal das private und berufliche Umfeld von Marvin, vielleicht wurde etwas übersehen«, erteilte er Venus eine letzte Order und winkte der Bedienung, um seine Rechnung zu bezahlen. Zugleich nahm er sich vor, am Tag der Honorarzahlung die Angst vor Venus endgültig abzulegen.

Ω

Forrest begab sich im Department zunächst in die Notrufzentrale, um sich über die Arbeitsumstände zu informieren. Adam hatte sich bei ihm beschwert, dass sein Notruf erst nach einer gefühlten Ewigkeit bearbeitet worden war. Ohnehin hätte er die Räumlichkeiten aufgesucht. Er wollte Jesse Owens bitten, ihm bei den erforderlichen Recherchearbeiten zu helfen. Dafür war ein Einverständnis von Joshua Jason Calbott nicht notwendig. Seit geraumer Zeit unterstand Jesse Owens in gewisser Weise dem Detektiv. Forrest hatte sich eingesetzt, dass er im Polizeidienst verbleiben konnte, obwohl er durch erlittene Verletzungen bei einer Bombenexplosion körperlich eingeschränkt war. Er saß im Rollstuhl, hatte einen Unterschenkel verloren, aber glücklicherweise nicht den Lebensmut. Seit dem Drama versah er seinen Dienst überwiegend in der Telefonzentrale der Behörde. Rief der Detektiv nach ihm, bedeutete es für ihn eine Abwechslung im monotonen Berufsleben. Im Büro klärte Forrest seinen Partner, als solchen sah er Jesse an, über die Gesamtsituation auf. Danach hatte er ihm die Frage gestellt, mit der er von Adam konfrontiert worden war.

»Was ist eigentlich in der Notrufzentrale los? Ich habe gehört, dass Anrufer immer häufiger unter einer längeren Wartezeit zu leiden haben. Mangelt es auch bei euch an Personal?«

Jesse hievte sich aus dem Rollstuhl in den sperrigen Bürostuhl. Trotz seiner fast zwei Meter Länge hatte er so über den Schreibtisch einen besseren Überblick. Er ließ den Computer hochfahren und beantwortete nebenbei die Frage des Detektivs. »Nein, aber zurzeit bräuchten wir tatsächlich mehr Telefone und damit mehr Leute. Es ist schier unglaublich, was im Moment abgeht.«

»Was soll das sein?«

»Wir bekommen laufend Notrufe wegen häuslicher Übergriffe. Das geht seit Wochen so und scheint, immer schlimmer zu werden. Am Anfang hielten wir es für eine vorübergehende Phase und schoben es auf alles Erdenkliche wie zum Beispiel das miese Wetter. Aber daran liegt es nicht und die Gewalttaten nehmen an Intensität zu. Es kommt mir vor, als ob eine Epidemie ausgebrochen wäre.«

Forrest war über die Aussage erstaunt. Ähnliches hatte er in den vergangenen Tagen öfter gehört und während einer erfolglosen Suche nach Marilyn persönlich erlebt. »Okay, Jesse, eine Epidemie ist es sicher nicht, sondern eine Phase, die hoffentlich bald in ihrer Intensität zu Ende geht. Wir, mein Guter, haben andere Sorgen und es liegt eine Menge Arbeit vor uns. Hast du nach wie vor nichts gegen Überstunden?«

»Ist schön, wieder hier zu sein und helfen zu können, Sir, legen wir los. Womit soll ich anfangen?«

Forrest wies ihn ein und wurde durch das Läuten des Telefons dabei unterbrochen. Schließlich, als Jesse eingeweiht war, was Waterspoon vorab wissen wollte, begab sich

der Detektiv zu Peter Brandon in die Pathologie, der ihn eben telefonisch darum gebeten hatte. Wie immer betrat er die Räumlichkeiten mit einem Unbehagen. Alle Tat- und Fundorte besaßen nicht die abstoßende Wirkung, mit der Forrest in der Pathologie stets zu kämpfen hatte. Auf den Seziertischen wirkten die Leichen wie untot und in ihrer Nacktheit beklagten sie ihr Leid. Sie warfen ihm vor, nicht da gewesen zu sein, als sie seine Hilfe gebraucht hätten. Die tödlichen Wunden sowie die vor dem Ableben erlittenen Verletzungen zogen ihn zudem in ein Tal der Selbstvorwürfe. Es war so, er musste sich überwinden, um den Arbeitsplatz von Peter Brandon zu betreten. Jedes Mal hatte er versucht, seine Gefühle zu verbergen, und gab sich mit Absicht übertrieben selbstbewusst. Genau dieses gespielte Verhalten wurde zum Verräter seiner Unsicherheit. Auch diesmal wollte Forrest mit einem dominanten Auftreten die Kontrolle über seine Emotionen behalten. Kaum hatte er den Sezierraum betreten, blieb er wie angewurzelt stehen und starrte auf eine der Obduktionsflächen.

»Was Sie da sehen, sind die Reste von Marvin«, wurde er von Peter Brandon in dessen Totenreich begrüßt. Für einen kurzen Augenblick beschlich Forrest das Gefühl, gleich in Ohnmacht zu fallen. Irgendwie gelang es ihm, sich auf den Beinen zu halten. Die verkohlte Leiche sah erschreckend aus. Zu allem Überflus roch sie äußerst unangenehm. Wie in Trance folgte der Detektiv dem Pathologen zu Marvins verbrannten Überresten, der ihn wegen seines Befindens auszulachen schien. Peter deutete mit einem Stift auf die obere Handfläche des entstellten Körpers, danach auf den Spann der Füße. »Sehen Sie, das sind Verletzungen, die von einem Nagel herrühren. Die Spurensicherung hat solche, die zu den Wunden passen, neben dem Toten gefunden.« Peter hob mit dem Stift eine der Hände an und deutete auf einen der Finger des gefolterten Leichnams. »Sehen Sie, diese Kerben, Rillen und Absplitterungen stammen ebenfalls von Nägeln, zwar von deutlich kleineren, die ebenso fürchterliche Schmerzen bei dem Opfer verursacht haben. Der Mann ist vor seinem Tod durch die Hölle gegangen«, wandte sich Peter von der Leiche ab und Forrest zu.

»Jetzt ist er unfreiwillig dort«, bemerkte der Detektiv und fand seine Aussage sogleich respektlos. »Der Tote ist also definitiv Marvin Snyder?«

Peter nickte, wusch sich die Hände und begab sich in einen kleinen Raum, der sein winziges Büro darzustellen hatte. In manchem Winkel der Pathologie hatten die Leblosen eindeutig mehr Platz als die Lebenden. »Ich habe in der Datenbank nachgesehen und bin auf etwas gestoßen, das Sie womöglich interessiert. Vor zwei Jahren wurde in New Orleans ein Mann auf die gleiche Weise gefoltert und umgebracht. Genauso wie hier wurde der Leichnam in einem abgebrannten Haus entdeckt. Vor fünf geschah dasselbe in Tulsa. Ich konnte mit den Kollegen sprechen und die Foltermethode ist in diesen Fällen identisch mit der, wie sie bei Marvin Snyder angewendet wurde. Keine Ahnung, ob Sie damit etwas anfangen können.«

Forrest bedankte sich. »Durchaus, es bestätigt meine Vermutung. Der Mörder ist keinesfalls ein gewöhnlicher Verbrecher. Es scheint sich, worauf die Folterart hinweist, um einen Profikiller zu handeln. Einerseits beruhigend, da wir zumindest in dieser Hinsicht womöglich keine weiteren Opfer zu befürchten haben. Andererseits

beängstigend, dass er im Laufe der Jahre nicht gefasst werden und somit jederzeit an jedem Ort erneut zuschlagen kann. Was ist mit der Leiche aus dem Stadtpark?»

»Ich fange mit der Obduktion nach Ihrem kurzen Gastauftritt an.«

Forrest runzelte die Stirn. »Wissen Sie, was ich mich frage?«

Der Pathologe zuckte ahnungslos mit der Schulter. »Nein, aber Sie werden es mir gleich sagen.«

»Ich frage mich, wieso die Leiche auf die Statue von George Washington gebracht wurde. Ich meine, dazu war ein Aufwand erforderlich, der auf jeden Fall ein Risiko dargestellt hat. Die Möglichkeit, entweder gesehen oder gehört zu werden, stieg dadurch erheblich.«

»Ich werde sehen, ob ein Hinweis darauf an der Leiche zu finden ist«, verstand der Pathologe den Wink des Detektivs.

Forrest wollte gehen, aber Peter hielt ihn mit weiteren Worten zurück. »Hören Sie, Detektiv, ich bin noch nicht lange hier, doch trotz der kurzen Anwesenheit von knapp einem Jahr haben wir schon Einiges erlebt. Denken Sie nur an die Körperteile. Ich weiß, meine Art mit den Toten umzugehen entspricht nicht Ihren Vorstellungen, aber es ist ein Verfahren, wie ich den Tod und die Todesumstände verarbeite. Die Sprüche, die ich gelegentlich loslasse, haben nichts mit den Menschen zu tun, die ihr Leben verloren haben, schon gar nicht, wenn es durch gewaltsame Weise geschah. Ich habe Respekt vor dem Tod und den Toten, aber ich werde mich von beiden nicht meines Daseins berauben lassen und vor Ehrfurcht erstarren.«

Forrest hob die Hand und brachte den Pathologen damit zum Schweigen. »Peter, ich gebe zu, dass ich bei Ihrem Dienstantritt skeptisch war. Das lag an Ihrem Vorgänger und an Ihrem Alter. Sie sind entgegen meiner Befürchtung verdammt gut in Ihrem Job und in dem, was und wie Sie es anstellen. Es tut mir leid, die Zurechtweisungen meinerseits waren unangebracht. Fakt ist, dass ich mit dem Tod eines Menschen immer weniger zurechtkomme und überhaupt nicht, wenn die ermordete Person wie im Public Garden verhöhnt wird. Den Zorn darüber habe ich auf Sie abgewälzt. Sorry dafür.«

Der Pathologe lächelte verständnisvoll. »Einverstanden. Bei einem Glas Bier vergisst es sich schneller, was halten Sie davon?«

»Okay. Ich bringe Jesse mit. Er unterstützt mich seit heute.«

»Fantastisch, das verspricht, ein lustiges und interessantes Feierabendbier zu werden.«

Als Forrest Minuten später sein Büro betrat, wirkte Jesses Anwesenheit belebend und zugleich beruhigend auf ihn. Er musste lächeln, als er auf seiner Schreibtischhälfte einige Blätter liegen sah, die sein Partner in der Zwischenzeit für ihn ausgedruckt hatte. Ermattet ließ er sich in seinen ächzenden Stuhl fallen. Der Tag war schlecht angegangen, zu lang gewesen und durch wenige geringe und heftige Misstöne zu einer Tortur für Körper und Geist geworden. Forrest richtete sich auf. »Wir erledigen den wichtigsten Papierkram und danach gehen wir mit Peter ein Bier trinken. Heute erreichen wir so oder so nichts mehr und ab morgen hat der Mord im Public Garden oberste Priorität.«

»Wie du meinst, Boss, du bestimmst. Wusstest du, dass im Haus von Marvin Snyder vergangene Woche eingebrochen wurde?« Forrest schüttelte verneinend den Kopf. »Er hat ihn am Freitag festgestellt und unverzüglich zur Anzeige gebracht. Ich habe mit den Polizisten gesprochen, die es aufgenommen haben. Sie sind heute nicht im Dienst, stehen uns deswegen erst morgen für Fragen zur Verfügung.«

»Sehr gut, nicht der Umstand, dass wir auf alles warten müssen, sondern deine Arbeit, wirklich gut gemacht!«, lobte Forrest den jungen Mann ihm gegenüber, der, wie es schien, an nichts zerbrechen konnte. Der Detektiv bewunderte Jesse für diese Gabe und den Elan, den er sich selbst durch die körperliche Behinderung nicht nehmen ließ. Er trainierte, wartete auf eine Prothese für den fehlenden Unterschenkel und er gab die Hoffnung nicht auf, doch noch eines Tages wieder laufen zu können. Die Chancen dafür waren vorhanden, aber sie waren gering.

Später im Lokal gegenüber des Departments wurde es ein angenehmer Abend. Forrest trank fünf Bier, so viel wie schon lange nicht mehr, schließlich hatte er bereits zwei bei Adam getrunken. Er nahm die gesamte Zeche auf sich und begab sich um elf Uhr mit einem Taxi nach Hause. Die Frage, wo sich eigentlich sein Wagen befand, war für ihn zweitrangig. Wer hätte die alte Kiste, die an den meisten Stellen durch Rost zusammengehalten wurde, zu stehlen versucht. Egal, wie locker und leger die zurückliegenden Stunden verlaufen waren, der Detektiv hatte während dieser Zeit keinen Zugang zu der seelischen und moralischen Pforte in seinem Körper gefunden. Er konnte es nicht beim Namen nennen, war unfähig, es annähernd zu beschreiben, von irgendetwas wurde er gequält. Es ließ ihn nicht los, nachdem er zu Bett gegangen war. Irgendwann waren ihm die Augen zugefallen, wodurch er für wenige Stunden endlich die Ruhe fand, nach der er sich gesehnt hatte.